

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Kindheit und Jugend Maria Stuart's, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Georgine. Novelle von Elise Polko. — Ein berühmter Schildermaler. — „Als der Großvater die Großmutter nahm“ (mit Illustration). — Schön und eitel. — Spinnweb, von S. Beta. — Die wichtigsten Stätten der Weißwaarenstickerei. — Ungewöhnliches an Außergewöhnlichen, von A. A. Heigel. — Das Alter großer Männer. — Der Tod. — Ein Diamant im russischen Kaisercepter. — Die Mode, von Veronika von G. — Wirtschafts-Plaudereien. — Canzonetta, von L. Schlotmann. — Palindrom. — Auflösung des Räthfels Seite 263. — Mosenbild nebst Beschreibung. — Schach-Aufgabe. — Correspondenz.

## Die Kindheit und Jugend Maria Stuart's.

Von Julius Rodenberg.

Wir sehen, wenn wir an Maria Stuart denken, immer nur die Wittve vor uns, die Trauernde, die Verfolgte, die Gefangene. Der Glanz von Schiller's Tragödie verklärt sie. Das Schaffot ist das Piedestal, auf welchem dieses königliche Weib in die Unsterblichkeit ragt. Aber ehe sie die Gewänder von weißem Crepe, welche ihr den Namen der „Reine Blanche“ verschafften, gegen die Wittwenkleider umtauschte, welche für uns ihre Erscheinung typisch machen, und den Kranz von weißen Rosen gegen jene Haube, welche den Namen der Stuarthaube noch heute trägt: hatte sie eine frohe Kinderzeit und eine glänzende Jugend an dem damals fröhlichsten und glänzendsten Hofe der Christenheit verlebt. Ein kurzer Frühling von 18 Jahren; ein schwüler Sommer von 8 Jahren, voll von Stürmen und Gewittern; ein langer, trauriger, vorzeitiger Herbst, eine freudlose Gefangenschaft und Einsamkeit von 19 Jahren: das ist das Leben dieser lieblichsten aller

Königinnen, deren Unglück und Schönheit zu feiern die Dichter niemals ermüden werden\*).

Der Vater Maria Stuart's, Jacob V., von einem unglücklichen Feldzuge gegen die Engländer heimgekehrt, lag im Sterben, als er vernahm, daß ihm im Schlosse von Linlithgow ein Töchterlein geboren worden. „Adieu!“ rief er, „farewohl! Ein Mädchen brachte den Stuart's die Krone, und ein Mädchen wird sie ihnen wieder nehmen!“ Sechs Tage darauf war er todt und — Maria Stuart Königin von Schottland; eine Königin, sechs Tage alt. Ihre Mutter war eine französische Prinzessin, aus dem mächtigen Hause der Guisen, deren Bruder, der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen vom größten Einfluß auf die damalige Regierung und den damaligen König Heinrich II. von Frankreich waren. Das Kind, das in der Wiege schon eine Krone trug, war der Gegenstand eifrigster Bewerbung des benachbarten und gleichfalls verwandten Königshauses von England, und als

diese zu keinem Resultat führte, die Ursache neuer und erbitterter Kriege. Schottland, von den feindlichen Heeren überzogen, von einer Frau, der Mutter im Namen ihrer Tochter, regiert und von innerer Partezerrüttung, den unaufhörlichen Zehden seiner großen Lords zerrissen, bot einen traurigen Aufenthalt. Jenen ehrsüchtigen Männern, den Brüdern der Regentin, gelang es zuletzt, daß das junge Königskind ihrer Obhut anvertraut und zu seiner Erziehung nach Frankreich gesandt wurde. Ihre vier Gespielinnen begleiteten sie, die sogenannten vier Marien: Marie Fleming, Marie Livingston, Marie Seton, Marie Beaton. Es war am 14. August 1548, und die kleine Königin, Maria Stuart, war noch nicht ganz sechs Jahre, als diese Schaar von lieblichen Marien in Paris anlangte.

Ein neues Leben, reich an allen Reizen einer feingebildeten Welt, begann hier. Auf dem Throne von Frankreich saß des ritterlichen Franz I. ritterlicher Sohn, Heinrich II., dessen Gemahlin, Katharina von Medici, aus ihrer Heimat, Florenz, den Ton einer höfischen Gesittung, den Geschmack an der Wissenschaft und die Vorliebe für die Kunst in den Louvre von Paris mitgebracht hatte. Der erste Strahl der Renaissance, von welcher da-

\*) Auch Norwegen hat ihr jetzt seinen Tribut gebracht in dem herrlichen Drama: „Maria Stuart in Schottland“ von dem jungen skandinavischen Dichter Björnsterne Björnson, in deutscher Uebersetzung, Berlin 1866 (Mitolaische Verlagsbuchhandlung).



Maria Stuart in Frankreich.

mals der Himmel Italiens schimmerte, berührte die Welt, welche jenseits der Alpen liegt. Baumwerke, aus der Anschauung der klassischen Kunst geschaffen, schmückten bald die Ufer der Seine. Königliche Paläste krönten die Höhen von St. Germain und Villers-Cotterets; im Schooße des Gebälzes von Sologne, von Baumwipfeln umrauscht, erhob sich das marmorne Zauberpfloß von Chambord. In Paris baute man die Tuileries, aber auch — der Wissenschaft nicht vergehend — das Collegium von Frankreich. Die Buchdruckerpressen arbeiteten, und byzantinische Fluchtlinge hatten, nach der Eroberung von Constantinopel, der Welt zum erstenmale die Bücher des Homer geöffnet. Damals waren die Ragen der Königin zugleich Sänger und Gelehrte: die Mutter Brantôme's, ihres Historikers, war die Hofdame von Franz I. Schwester, und in der Sänfte neben ihr sitzend hielt sie ihr das Dintenfaß, als diese schrieb die klassischen „Erzählungen der Königin von Navarra“. Pierre de Monfard, Page des Herzogs von Orleans, dann Professor der alten Sprachen und Literatur, dann Dichter — der große Dichter von Frankreich im 16. Jahrhundert: war der Lehrer von Maria Stuart, bis er später ihr Sänger ward.

Auf einem Eisenbett, vom Frühlingshauch gewiegt  
Erwuchs sie, deren Weis die Lilia selbst besiegt.  
Und Rosen haben, von Abonis Blut gefärbt,  
Der Wangen keuchend Braut ihr süßes Roth vererbt.  
Die Augen fornte ihr der Venus holdes Kind  
Und die drei Grazien, die der Liebe Schwestern sind,  
Mit ihrem schönsten Schmuck sind sie bei ihr erschienen,  
Den Himmel ließen sie, um ihr allein zu dienen!

So besang der Dichter, vor welchem später Tasso sich neigte, seine liebliche Schülerin.

Hören wir nun den Prosaisker, den Geschichtschreiber jener Epoche, Brantôme. Er sagt von ihr: „Sie liebte die Dichtkunst und die Dichter, aber vor Allem Herrn von Monfard, Herrn du Bellay und Herrn von Maisonsieur, welche schöne Poesien und Elegien für sie verfaßt haben. Sie beschästigte sich auch selbst damit, zu dichten, machte Verse, von denen ich einige schöne und sehr wohlgeungene gesehen habe. Sie sang sehr hübsch, indem sie sich mit der Laute begleitete, welche sie höchst anmutig berührte mit dieser schönen weißen Hand, und diesen schönen Fingern, so zierlich gestaltet.“

Ihre Erziehung war ihren großen Talenten angemessen. Die besten Lehrer für die verschiedenen Wissenschaften waren zu ihrer Verfügung und in allen machte sie die glänzenden Fortschritte. Mitten in den Unruhen und Wirren, welche damals sowohl Frankreich als auch Schottland bewegten, lebte sie ein stilles und ein glückliches Leben unter den Büchern und mit den Poeten. Ihre Kenntniß der lateinischen Literatur und Sprache war so groß, daß sie in ihrem 14. Jahre einen lateinischen Vortrag über „die gelebten Frauen“ schrieb und im Louvre, vor dem Hofe, öffentlich vorzutrug. Doch enthielt ihre Bibliothek mehr griechische Autoren, als lateinische. Sie besaß spanische und italienische Bücher und zwei oder drei englische; aber natürlich viel mehr französische. Ihre Lieblingslectüre waren Geschichts- und theologische Streitschriften; und ihre Handschrift war streng und männlich, voll von Charakter und Eleganz. Wir verdanken diese Thatfachen dem neuerdings, 1863, von dem schottischen Archivar Robertson herausgegebenen „Inventar der Königin von Schottland, Wittve von Frankreich; Cataloge der Juwelen, Kleider, Geräthschaften, Bücher und Gemälde von Maria, Königin der Schotten“. Manche neue Züge, bisher unbekannt, fügen sich hier dem Bilde aus Maria's Jugend hinzu. Namentlich fällt die Menge von Stickereien auf, welche sie jumeist selbst verfertigte. Wem, der jemals das Schloß von Holyrood in Edinburg besucht, würde nicht in wehmüthiger Erinnerung jene Stickerei geblieben sein, welche sie halbvollendet auf dem Rahmen und in dem Zimmer zurückließ, in welchem Rizzio ermordet worden? Die Gold- und Silberfäden auf der stark erhabenen Arbeit sind nun schwarz geworden, aber durch die dreihundert Jahre rückwärts glaubt man noch immer die weiße, feine Hand zu sehen, die einst emsig daran gearbeitet — vielleicht während das Herz voll Angst und das Auge voll Thränen war. Sticken gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen der hochgebildeten und gelehrten Damen des 16. Jahrhunderts. In den Gemächern Katharina von Medicis's sahen die drei kleinen Königinnen, die Königin von Schottland, die künftige Königin von Spanien und „Königin Margot“ an jedem Nachmittag über dem Stickerahmen, eifrig beschäftigt mit dem Erfinden und Nachzeichnen von Wappendevisen, einer von den eleganten Künsten jener Zeit, in welcher Maria Stuart namentlich excellirte.

In ihrem 14. Jahre hatte sie bereits eine solche Reife des Körpers und des Geistes erlangt, daß ihr Oheim, der Cardinal von Lothringen, seiner Schwester, der Mutter Maria Stuart's, nach Schottland darüber folgendes schrieb: „Ihre Tochter ist so gewachsen und wächst alle Tage so sehr in Größe, Güte, Schönheit, Weisheit und Tugenden, daß sie das höchste und vollendetste Maß in allen ehrbaren und tugendhaften Dingen erreicht hat, und es gibt keine Zweite wie sie im Königreich, sei es eine adlige Tochter oder eine andere von irgend einem niedrigeren oder mittleren Rang und Ansehen; und ich muß Ihnen sagen, Madame, daß der König ein solches Gefallen an ihr findet, daß er seine Zeit gern verbringt, mit ihr eine Stunde lang zu plaudern, und sie weiß ihn so wohl zu unterhalten mit guten und weisen Aussprüchen, wie eine Frau von 25 Jahren thun würde.“

Im folgenden Jahre, 1557, verlobte demgemäß Heinrich II. die junge Königin von Schottland mit seinem Sohne Franz, dem Kronprinzen von Frankreich, welcher etwa zwei Jahre älter sein mochte, als seine Braut. Am 19. April 1558 ward die Hochzeit mit allem Pomp, welchen der französische Hof nur entfalten konnte, gefeiert. Die Trauung fand in der Notre-Dame-Kirche statt, und vierzehn Tage lang klangen durch die großen Louvrefälle die Cympeien, Trompeten, Oboen, Violon und „Rebellen“ (dreisaitige Violinen) zu festlichen Gelagen und feierlichen Tänzen. Einen von diesen Hofbällen zur Feier von Maria Stuart's Hochzeit mit dem Dauphin von Frankreich zeigt unser Bild. Wir sehen darauf das junge Paar — er nicht mehr als achtzehn, sie noch nicht ganz sechzehn; wir sehen den königlichen Vater ihnen entgegengehen und die Königin auf dem Throne; wir sehen schon ringsum die Paare antreten zu dem ernsthaft-feierlichen Festtanz jener Tage, der „spanischen Pavane“, der darum auch vorzugsweise der „Große Tanz“ hieß. „Fürsten tanzten ihn in ihren Galamänteln, die Ritter mit Mantel und Degen, Magistratspersonen in der Robe, Damen mit langen, nachschleifenden Schleppländern“ (Czerwinsky, Geschichte der Tanzkunst, S. 67); — „ein Tanz, dessen schöne Grazie und Majestät in einer schönen Repräsentation bestehen“ (Brantôme).

Wer hätte nicht schon gefühlt und an sich selbst erfahren, was die Schlussverse unseres nationalen Heldenliedes so schön sagen, daß „die Freude Leiden stets am letzten Ende leiht?“ Trauriger aber und gewaltiger wird uns diese Lehre niemals und nirgends gepredigt werden, als im Leben Maria Stuart's.

Am 26. Juni 1558 starb ihr väterlicher Freund Heinrich II. und nun war Franz II. König und Maria Stuart Königin von

Frankreich. Aber noch vor Ablauf dieses Jahres war auch der junge König tot und Maria Stuart — Wittve! Ein Jahr später starb ihre Mutter, die Regentin von Schottland, und Maria Stuart war Waise. In weniger als zwei Jahren hatte sie eine Krone, den Gemahl und die Mutter verloren, und mußte nun nach dem Lande zurückkehren, welches sie nicht liebte. Es war, als ob eine Ahnung der Zukunft auf ihre Seele drückte. Schon herrschte damals eine feindliche Eiferjucht zwischen den beiden Königinnen, die das Eiland von Großbritannien unter sich getheilt hatten — Maria von Schottland und Elisabeth von England; und kurz vor ihrer Abreise aus Frankreich sagte sie dem englischen Botschafter folgende prophetischen Worte: „Ich hoffe, daß der Wind mir günstig sei, und daß ich nicht genöthigt sein werde, an der englischen Küste zu landen; wenn ich dort landen muß, mein Herr Gesandter, so wird Ihre Königin mich in der Gewalt haben und mit mir machen, was sie will. Wenn sie so grausam ist, meinen Tod zu wollen, möge sie nach ihrem Gefallen thun, möge sie mich opfern. Vielleicht ist dieses Geschick besser für mich, als das Leben. Gottes Wille geschehe!“ (Bericht des englischen Gesandten, Throsmorton, an Elisabeth.)

Es war am 14. August 1560, als Maria Stuart den Boden Frankreichs verließ, um ihn niemals wieder zu betreten. Sie schiffte sich in Calais ein. Es war später Nachmittag. Ihr Schiff fuhr der untergehenden Sonne entgegen und die Küste von Frankreich leuchtete im Abendroth. Unter der Zahl der sie begleitenden französischen Herren war Brantôme, welcher die rührendsten Einzelheiten dieser Fahrt erzählt hat. Sobald das Schiff aus dem Hafen war, erhob sich ein Wind und man setzte Segel auf. Sie, die beiden Arme auf das Hintertheil des Schiffes gestützt, zur Seite des Steuerruders, sang an große Thränen zu vergießen, und indem sie ihre schönen Augen immer auf die Häfen und die Küsten wandte, welche sie verlassen, rief sie fortwährend diese traurigen Worte: „Lebe wohl Frankreich!“ ... bis es Nacht geworden. Sie wollte nichts essen und das Deck nicht verlassen, sondern schlief oben und befahl, daß man sie wecken sollte, sobald der Tag graue. So sah sie die Küste von Frankreich noch einmal im Morgenrauen verbämmern und dann rief sie wieder: „Lebe wohl Frankreich! Lebe wohl Frankreich! Ich glaube, ich werde dich nicht wiedersehen.“

Dieses Bild steht vor meiner Seele, wenn ich an Maria Stuart denke, wie sie auf dem Schiffsrande lehnt, das Land ihrer Jugend und Liebe „mit der Seele suchend“, während Wind und Wellen sie hinübertragen, unabwendlich wie das Schicksal, hinüber zu einem neuen Throne, zu einer neuen kurzen Herrlichkeit; wie das Verhängniß sie treibt aus Leidenschaft in Irthum, aus Irthum in Sünde, aus Sünde ... auf das Schaffot, sie, die jetzt, im Zauber ihrer Schönheit und ihres Kammers in das rauschende Wasser blickt, ein Abschiedslied an Frankreich dichtend, welches Brantôme uns bewahrt hat und welches ich hier wiedergeben will, da es in Deutschland wenig bekannt ist:

Leb' wohl, du blauer Küstenraum,  
Geliebte Heimat voll von Ruh  
Und Kinderglück — es war ein Traum,  
Der langsam nun versinkt, wie du!

Das Segel, das mich trägt von hier,  
Entführt die halbe Seele nur,  
Die andre Hälfte bleibt bei dir,  
Und suchst entschwindender Freude Spur.

Sie bleibt bei dir, ich wandre fort,  
Um sehnsuchtsvoll, bis an das Grab,  
An das zu denken, was ich dort  
Gelassen und verloren hab'!

Noch ein liebliches Bild von Maria Stuart lebt in meiner Erinnerung: ihr Porträt, welches ich im Schlosse von Edinburg gesehen habe. Dort erblickt man sie in der Fülle ihrer weiblichen Schönheit und Reize, mit dem Auge, so hell wie Sonnenlicht, mit dem welligen Haar, welches noch zwischen dem rötlichen Gelb ihrer Kindheit und dem Kohlschwarz ihres spätern Alters in einem weichen Kastanienbraun schimmert; sympathischer Wechsel der Farbe, welche noch dicht vor dem Schaffot, im 43. Jahre, sich in Grau verwandeln sollte! ... und darunter waren die Worte geschrieben:

Ob auf ihr Loos auch manch' ein Irthum falle:  
Blick in ihr Aug' und du verzehst sie alle...

... Verse, welche mich an jene schönen Zeilen in Byron's Don Juan erinnerten:

..... es gibt  
Gestalten, die die Zeit verschont, ob früh  
Sie ihren Zahn an Niemand oft auch übt:  
So war der Schotten Königin Marie!

[1645]

### Georgine.

Novelle von Elise Polko.

Motto:

Die Zeit ist hin — du löst Dich unbewußt  
Und leise mehr und mehr von meiner Brust:  
Ich suche dich mit sanftem Druck zu fassen  
Doch fühl' ich wohl — ich muß dich gehen lassen.  
Theodor Storm.

Es war eine kleine norddeutsche Universitätsstadt, in der das Haus lag, das Woldemar, der junge Privatdocent, Doctor der Philosophie und Naturwissenschaften, mit seiner älteren Schwester Georgine bewohnte. Mit den beiden Erckern, dem hohen Dach mit dem goldenen Wetterhahn und der schmalen Eingangsthüre mit dem spitzen Steinbogen darüber, fiel es jedem Fremden auf als ein interessantes Bauwerk aus der Zeit jenes Styls, der in Nürnberg seine glänzendsten Meisterwerke aufstellte. Die Fenster der Front sahen auf die stille Straße, deren südliches Ende das alte Universitätsgebäude begrenzte, und wenn Fräulein Georgine mit ihrer Arbeit in dem linken Erker saß, so konnte sie ihren Bruder bis in das Thor verfolgen und ihn gleichsam wieder in Empfang nehmen, wenn er nach Beendigung seiner Vorlesungen zurückkehrte.

Das war nun auch schon manches Jahr geschehen, denn der Doctor Woldemar hatte sich bereits seit zehn Jahren, gleich nach dem Tode seines Vaters, die Mutter hatte er kaum gekannt, als Privatdocent in G. niedergelassen, und vor wenigen Tagen seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert. Vermögend, also völlig unabhängig, entsprach diese Art der Thätigkeit vollkommen seinen Wünschen; denn sie ließ ihm Zeit, sich nebenbei seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, zu widmen. Zudem war es der Wunsch seines verstorbenen Vaters, des rühmlichst bekannten Professor L., gewesen, seinen Sohn an eine Universität gefesselt zu sehen, der er selber ein halbes Menschenalter hindurch angehört, und die Mutter entschlief mit der schönen Hoffnung, daß ihr Sohn Zeit seines Lebens in dem grauen Hause bleiben werde, später wol an der Seite eines geliebten Weibes. Der große Garten mit den urwäldigen Linden zog sich bis an die Ufer des Flusses hin, der seine

natürliche Grenze bildete, und die Bank auf der Terrasse dom unter dem mächtigen Akazienbaume, dessen Blüthentrauben im Sommer an die Drangenhaine Italiens erinnerten, war die liebste Plaz der vereinsamten Geschwister. Man konnte nicht regelmäßig leben, als diese beiden. Der Haushalt unter der Oberaufsicht des „Fräuleins“ ging, mit den alten Dienern der Verstorbenen, mit der Regelmäßigkeit einer guten, pünktlich ausgezogenen Uhr seinen täglichen Gang. Der Doctor bewohnte die Zimmer seines Vaters, Georgine hatte sich in den Gemächern der Mutter eingerichtet, die Fremdenzimmer, in denen so selten jemand einkehrte, lagen im oberen Stock, die Küchenräume im unteren, und so war das amuthigste, ungehörteste Beisammensein möglich, das sich nur denken ließ. Woldemar ging selten aus und hatte wenig Verkehr, seine Schwester gar keinen. Sie schienen auch neue Bekanntschaften zu vermeiden. Beide genüßten einander vollkommen, nahmen so zarte Rücksichten auf ihre beiderseitigen Neigungen und Gewohnheiten, daß jede fremde Erscheinung, jedes Ereigniß überhaupt, welche das gewohnte Tagesleben in irgend welcher Weise unterbrochen, von ihnen nur als eine Unbequemlichkeit betrachtet wurde, der man so viel als möglich aus dem Wege gehen mußte. Zudem hatte Fräulein Georgine etwas so Unnahbares, Verschlissenes in ihrem Wesen und stand obendrein so sehr in dem Rufe eines gelehrten Frauenzimmers, daß man ihr Haus gewiß nicht freiwillig aufzusuchen geneigt war. In ihrem Zimmer blühten keine Blumen am Fenster, kein Vogel zwitscherte im Bauer, kein Hund, keine Katze wurde in dem Schmuckkästchen des Erkerbaues gebudelt — dafür stand aber ein gewaltiger Bücherstank, mit alten Klassikern dem Nächtliche des Fräuleins gegenüber und auf ihrem großen Schreibtische lagen Mikroskope verschiedenster Art, auch ein Crui mit Instrumenten zum Zerlegen der Pflanzen und eine kleine Blumenpresse. Ein Flügel stand zwar an der Seitenwand und die mühselhaftes Ordnungsliebe Georginens duldet kein Stäubchen auf seinem Deckel, aber geöffnet wurde er nie und das Andenken an ihre erfolglosen Musikstunden gehörte zu den peinlichsten Erinnerungen des Fräuleins. Ueber dem Flügel hing ein Bild, aber ein grünesidener Vorhang verhüllte es — wer ihn löstete, würde ein wunderschönes junges Mädchen im hellblauen Seidenkleide, eine Rose an der Brust, gesehen haben, ein Gesicht von einer klassischen Reinheit der Linien, ein Junotopf mit dem Ausdruck einer Hebe. Das war Georgine, aber jene Georgine, die damals das schönste Mädchen G.'s genannt wurde, die Königin aller Bälle und die bevorzugte Tänzerin des jungen Prinzen Hugo, der in G. studirte. Wie wandte man sich aus jener Zeit noch zu erzählen, wo ein ganz anderes Leben in der alten Universitätsstadt herrschte, wo sich die jungen Leute fast täglich zusammenfanden zu Musik und Tanz oder fröhlichen Partien in den schönen Wald. Da galt noch ein einfaches weißes Kleid und eine bunte Schleife im Haar für eine allerliebste Toilette und an die Bewirthung machte Niemand besondere Ansprüche. Und Keiner sah jeel dazu oder stüßerte mit einer Andern, wenn irgend ein Paar im jugendlichen Uebermuth zwei oder dreimal hintereinander zusammen tanzte, oder sich vor Aller Augen suchte, wo eben irgend eine Gelegenheit sich bot. In den beliebtesten Pflanzerspielen galt dazumal sogar noch das Sprichwort: ein Küßchen in Ehren soll Niemand wehren. Jedes hübsche Mädchen hatte ihren getreuen Verehrer unter den Studenten, mit dem sie selbstverständlich den Ball eröffnete, an dessen Arme sie in den Wald zog, und fast jede Nacht verging ohne ein heiteres Ständchen unter dem blumengeschmückten Fenster irgend einer Schönen. An Georgine hatte sich Keiner gewagt — man nannte sie die „Kaiserin“, — der Vornehmheit und Zurückhaltung ihres Wesens wegen, und da war es wol natürlich, daß sie dem Vornehmsten, dem Prinzen zufiel. Aber sie benahm sich wie eine stolze Kaiserin etwa gegen den Prinzen eines winzig kleinen Fürstentums; sie that, als ob es eine Gnade ohne Gleichen sei, wenn sie ihm die Spitzen ihrer Finger reichte. Wochen vergingen, ehe sie eine Blume von ihm annahm, und Monate, ehe man von ihr sagte, daß sie seine erklärte Tänzerin sei. Seit jener Zeit war sie aber wie verwandelt; die stolze Schöne war ein fröhliches, glückstrahlendes Mädchen geworden, und war ihre Schönheit früher schon außergeröhnlich, so hatte doch jetzt ihr Gesicht einen Ausdruck bekommen, daß die Leute auf den Straßen stehen blieben und ihr mit einem Segenswunsche nachblickten, wenn sie vorüberging. Damals war der jetzige Doctor noch ein kleiner Knabe, Georgine vertrat Mutterstelle an ihm und oft mußte der Prinz Hugo warten, wenn er eben kam, sie zu irgend einem Feste abzuholen, bis sie dem Knaben seine Schularbeiten nachgesehen, oder seine Aufgaben überhört, oder gar ihn zu Bett gebracht und mit ihm gebetet hatte. In jener Zeit malte sie auch ein durchreisender Maler in dem blauen Kleide mit der Rose, und man erzählte sich, daß er das Bild zwei Mal gefertigt habe, einmal für den alten Professor und das andere Mal für den jungen Prinzen. Der schöne Fürstsohn nun benahm sich fast wie ein lichttrunkener Schmetterling, der so lange um die gefährliche Flamme flattert, bis seine Schwingen verbrennen und er stehend zu Boden stürzt. Man tabelte damals den alten Professor, daß er die Tochter so streng halte und ihr viel weniger Freiheit gestattete, wie all den andern jungen Mädchen zu Theil wurde, auch den Prinzen Hugo niemals in sein Haus lud, obgleich man wußte, daß er zu den besondern Lieblingen des gelehrten Herrn gehörte. Und dann kam eine Zeit, wo man sich gar vielerlei erzählte über die schöne Georgine, und gar oft an dem grauen Erkerhause vorüberging, neugierig zu den Fenstern hinaufschaute, und sich im Stillen wunderte, daß von Außen Alles noch genau so aussah, wie sonst. Man behauptete nämlich, der Prinz habe von dem berühmten Gelehrten die Hand seiner Tochter begehrt zu einer morgantischen Ehe und — Georgine habe ihn abgewiesen mit dem stolzen Bescheide, daß sie nur sein rechtmäßiges Weib werden wolle und vor keiner Frau der Welt die Augen niederschlagen werde. Und da habe sich der alte Fürst in diese Herzensangelegenheit gemischt und den Sohn schleunigst nach Hause berufen. Vergebens beschwor er beim Abschiede die Geliebte, den Wünschen seines Herzens nachzugeben — sie blieb unerbittlich. Kaum zwei Jahre später hatte man den Prinzen mit einer Prinzessin aus einem verwandten Fürstengeschlechte vermählt, aber zur Regierung war er nicht gelangt — denn er starb viele Jahre vor seinem Vater, ohne einen Thronerben zu hinterlassen.

Der schönen Georgine merkte Niemand einen Schmerz an, als Prinz Hugo abgereist, so scharf man sie auch beobachtete; nur sah sie sehr blaß aus und um ihre Lippen stand ein fremder harter Zug. Sie war unzertrennlich von ihrem kleinen Bruder und brach allen Verkehr ab, um nur ihm zu leben. An all seinen Unterrichtsstunden nahm sie Theil und verließ das Haus nur um mit ihm spazieren zu gehen. Mit aller Energie ihres Wesens bemächtigte sie sich seiner — ihr Dasein theilte sich fortan nur zwischen dem Studierzimmer ihres Vaters und der Schulstraße Woldemar's. Zwar trat noch manche ehrliche Frage, mancher aufrichtige Wunsch eines Männerherzens an sie heran, denn ihre Schönheit war zauberhaft, aber sie wies jeden Antrag zurück —



That nicht was aus ihr werden soll, wenn sie sich nicht alle erdenkliche Mühe gibt, es bis zu einem Lehrerinncamen zu bringen. Und darauf hin soll meine Arbeit gerichtet sein. In eine Heirath ist gar nicht zu denken. Den Mann möchte ich sehen, der sich bei den heutigen, nach allen Seiten hin so maßlos mit Recht oder Unrecht gezeigten Ansprüchen, ein solches nutzloses kleines Ding als Luxusgegenstand in seinem Hause aufstellen möchte. Die Lehrerinnen in der Schule lieben sie merkwürdiger Weise alle, obgleich Lulu in allen Disciplinen immer die schlechtesten Zeugnisse nach Hause bringt und ihren Platz auf der letzten Bank mit eiserner Beharrlichkeit behauptet. Man scheint sie, zu ihrem Nachtheil leider, sehr hübsch zu finden; sehr nicht ist sie eben nichts als ein frisches, leichtsinniges, gutmüthiges, unbedeutendes Mädchen. Ich ertappe mich mitunter sogar auf einer Empfindung von Ungeduld und Kälte, ihr gegenüber, und gelange immer mehr zu der Ueberzeugung, daß in dem Garten meines Herzens nur eine Species gedeiht: nämlich das *semper virens*, das Immergrün der Liebe zu Dir! So weit hatte sie geschrieben, als Lulu in der Thür erschien. Die kleine Käse im Arm, erhibt und fröhlich, eine losgegangene Flechte, die ihr immer wieder ins Gesicht fiel, mit größter Geduld immer wieder zurückschiebend, rief sie: „Liebe Cousine, kommen Sie doch einmal in's Erkerzimmer, wir haben das Studentenbild des Veters bekränzt und die Mädchen wollten so gern Dein schönes Bild unter dem Vorhange sehen! Süße Cousine, darf ich's ihnen einmal zeigen?! Sehen Sie, ich habe der Käse ein Halsband von denselben Blumen gemacht, wie die Guirlande für den Vetter, es sind Maßliebchen, sie sehen den Beiden reizend!“

Georginens Stirn zog sich finster zusammen. „So sage ich Dir zuerst, daß Du die Guirlande von dem Bilde abnehmen wirst. Ich denke Wolbemar ist zu gut um ihn mit bellis perennis zu schmücken wie Deine Käse sie trägt. Zweitens bitte ich Dich mit Deinen Freundinnen im Garten oder auf Deinem Zimmer zu bleiben, in keinem Falle ihnen aber das Bild zu zeigen. Nun geh, liebe Lulu und steck Dir Dein Haar fest.“

„Aber Cousine — ich weiß ja nicht, daß die Blumen einen so häßlichen fremden Namen haben und daß Sie die reizenden Dinger nicht mögen, — bei uns heißen sie Maßliebchen und man schenkt sie nur Jemanden, den man leiden mag.“

„Ich wünsche aber, daß das Bild meines Bruders künftig unbeskränzt bleibe, hörst Du?“

Arme Lulu! Ein wenig niedergeschlagen ging sie fort. Ihre Freundinnen hatten auf der Treppe das Gespräch belauscht und empfingen sie mit jenem leisen fröhlichen Lachen, bei dem man nicht ernsthaft bleiben kann. Ein Flüstern hinüber und herüber, scheue Blicke aus glänzenden Augen nach der Thür Georginens, dann schlüpfte man wieder in den Garten. Die Sonne schien so schön und in dem jungen, eben aufsprießenden Laube der Azazien sang eine Amsel und die Mädchen flatterten umher wie Schmetterlinge, lachten über die kleine Käse, die sich in Lulus aufgelöstes Haar hing und warfen Grashalmenkränze in den Fluß.

Wer konnte da lange traurig bleiben über den strengen Blick der Cousine?

Die Briefblätter aus fernem Landen halfen allmählig jene Leere ausfüllen, die das Weggehen des Bruders einer Schwester bringen mußte, die in ihm ihres Lebens Ziel und Zweck gefunden. Wolbemar schrieb fleißig und seine Berichte waren von hohem Interesse für die ganze gebildete Welt. Er hatte nicht nur klar blickende Gelehrten-Augen, es war ihm zugleich die seltene Gabe geworden, schön zu sehen. Seine Schilderungen der Wunder der Tropenwelt waren meisterhaft, sie belehrten und entzückten zugleich, es glühte, blühte und leuchtete in diesen Blättern, und dennoch verlor der Leser keinen Augenblick das Bewußtsein, daß hier ein Mann der Wissenschaft schilderte und malte. Viele Stellen in seinen Briefen galten nur der Schwester und es war für Georgine eine entzückende Aufgabe, das reiche Material für einen großen Lesekreis zu sondern und das Höchlichste doch für sich zu behalten. Wenn es möglich gewesen wäre, die Liebe zu ihrem Bruder zu erhöhen, so würde sie ihn um dieser Blätter willen noch mehr geliebt haben. Für solche Briefe, an denen ganz Deutschland Theil nehmen mußte, hätte sie freudig eine noch längere und gefahrvollere Trennung ertragen. Hier trat der Unterschied zwischen der Schwesterliebe und — der Liebe einer Frau deutlich zu Tage: sie entbehrte ihn willig und gern seines Ruhmes willen, während das Herz einer Frau dem Geliebten zugerufen hätte: „Rebte wieder, vulnös, ohne Ausbeute, ohne Schätze, kehre nur wieder, um bei mir zu sein, denn ich liebe Dich!“ Georgine schrieb: „Ich danke Gott täglich, daß er Dich und Deinen jungen Ruhm nicht an ein Weib fesselte, die Dir jetzt schreiben würde: Ich sterbe, wenn Du nicht heimkehrst, während ich Dir sage: bleib, denke nicht an mich, sammle, und kehre erst zurück, wenn Du willst und mußt.“

Die Zeit verging. — Lulu entwuchs der Schule und wurde eine junge Dame, — eine Metamorphose, die ja bei einem Mädchen gleichsam „über Nacht“ vor sich geht. Sie sprang nicht mehr die Treppe hinunter, sie ging, obgleich noch immer viel eifertiger und leichtfüßiger als Georgine wünschte, sie faß mit einer wirklichen Handarbeit, die freilich von der Cousine „Theaterfiderei“ genannt wurde, am Erkerfenster, und nahm mit etwas weniger Hingebung als sonst die Grüße der Vorübergehenden entgegen, sang la ut nur in den Singstunden bei dem alten halbtönen Musikdirector und das Trällern war zum *piano pianissimo*-Summen geworden. Die Kleider bekamen nur höchst selten noch einen Riß, das Haar lag in schweren Flechten, die ganz goldig schimmerten, um den zierlichen Kopf, die Käse war groß geworden und hatte einen ehrenvollen Rubenposten in der Küche bekommen und nur der Vogel behauptete noch seine alten Rechte als da waren: am Haar zu zupfen, auf die Tasse zu fliegen, von den Lippen den Zucker zu picken und auf der Schulter der jungen Herrin zu schlafen. Die Blumen wurden mit größerer Sorgfalt als früher gepflegt, und die Freundinnen erschienen nicht mehr so häufig und nicht mehr so lärmend in dem Garten und sahen es lieber, wenn Lulu zu ihnen kam. Sie fürchteten sich nun einmal vor der „Prinzenbraut“, wie sie ganz offen gestanden, obgleich Lulu wiederholt versicherte, die Cousine sei gar nicht so streng, man könne sie nur nicht „Du“ nennen, während sie doch zu dem lustigen Vetter damals gleich „Du“ gesagt hätte und sicher noch heute sagen würde, wenn sie ihn wieder sähe. Uebrigens zog Lulu ein Gepläuber mit ihren Freundinnen noch immer der Unterhaltung mit den größten Dichtern der Welt vor, wenn man sie aufs Gewissen fragte: sie konnte sich, außer der Entdeckung Amerikas, der Reformation und den Freiheitskriegen keine Zahl merken, zeigte für die Geschichte der Alten auffallend wenig Interesse, ohne jedoch nach dem Studium der neueren Geschichte irgend ein Verlangen an den Tag zu legen, machte in der Botanik sehr

geringe Fortschritte, verwechelte die lateinischen Namen in der beklagenswerthen Weise, verriet für die erhabene Wissenschaft der Mathematik und Chemie nicht das geringste Verständniß und gestand offen, daß die einfachste frische Feldblume sie mehr entzückte, als das wohlgeordnete Herbarium. Sie schlief zwar nicht mehr, wie sonst ein, wenn ihre Cousine ihr die Oden des Horaz, in eigener, meisterhafter Uebersetzung vorlas, aber sie dachte währenddem an tausend andere Dinge, die den Versen des gelehrten Ritters so fern lagen, als Rom selber dem grauen Erkerhause. Nur die Briefe Wolbemar's erregten ihr Interesse. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und glühenden Wangen lauschte sie jedem Wort. Wie leuchteten ihre dunkeln Augen, wenn er von jenen prachtvollen Blumen mit ihrem betäubenden Duft redete, denen er ins Herz gesehen; wenn er die stolzen Palmen schilderte und die bunten Vögel, die goldschimmernden Käfer und wunderbaren Schmetterlinge, wenn er von der süßen Trunkenheit erzählte, die den armen Nordländer erfasse unter jenem ewig blauen Himmel, in dieser Luft, die weich und zärtlich sei, wie die Hände einer Mutter, und wie man meinen möchte, dort nur allein sei ein Leben, wirklich Leben! „Es überkam mich“, so lautete eine Stelle, „eine verzehrende Sehnsucht ohne Ziel, ein rasendes Verlangen ohne Gegenstand, ich breitete die Arme aus, ich fühlte Flügel an meiner Seele und wußte doch nicht wohin fliegen, ich hätte sterben mögen und doch pulsrte zugleich eine Lebenslust durch alle meine Adern, wie nie zuvor. Sieh, Theuerste, das sind die Gefahren des Wandelns unter Palmen, die Träume dort sind nicht gesund für mich, glaube es mir!“

Während Georgine stockend und verwundert diese Worte las, hingen Lulu's weitgeöffnete Augen unverwandt an ihren Lippen. Sie hatte das Kinn mit dem Grübchen in die Hand gestützt und richtete sich, tief aufathmend, erst empor als die Vorleserin schon eine Weile geschwiegen. „Es ist als ob der Vetter zwei Gesichter hat“, sagte sie gedankenvoll, „ein altes ernsthaftes Gelehrtengeischt, das eine Brille trägt, durch die er die armen Blumen so entsetzlich anquackt, daß sie sich zu Tode schämen und sterben, worauf er sie dann faktlütig in sein Herbarium packt; und ein anderes wunderhübsches, daß sich die Blumen ihm alle freiwillig an den Hals werfen und sagen: nimm uns nur und thu mit uns, was du willst!“

Dann und wann kamen auch Kisten voll wunderlicher Dinge an, aus Südamerika, die in Gegenwart des ganzen Hauspersonals geöffnet und ausgepackt wurden, wobei sich jedoch Lulu regelmäßig ernste Verweise zuzog über die allzulebhaften Neugierigkeiten des Staunens und der Freude beim Anblick der Wunder, die sich da entbüllten. Am liebsten hätte sie sich die Schmetterlinge gleich ins Haar gesteckt und mit Käfern den Saum eines neuen weißen Kleides besetzt, und es war wirklich unbegreiflich, daß die Cousine das nicht erlaubte. Dagegen würdigte sie die getrockneten Blumen sammt den dazu gehörigen Berichten, über denen Georgine mit athemloser Aufmerksamkeit hing, keines Blicks und auch den seltenen Früchten einer fernern Zone konnte sie keinen Geschmack abgewinnen. Aber Käfer und Schmetterlinge verankerten in Nichts, als später jene schimmernden, buntgestickten Seidenzeuge, jene feinen weichen Gewebe ankamen, die Wolbemar's eigene Hand mit dem Namen seiner Schwester und der Bezeichnung „für die kleine Lulu“ versehen hatte. Während Georgine die Stoffe nach flüchtigem Beschauen ruhig bei Seite legte, tanzte das beschenkte Kind im Zimmer umher, rollte das Seidenzeug auf, drapirte es über ihre Schulter, ließ an den Spiegeln, rief das Dienstpersonal zusammen und zwang sogar dem alten Johann mit ihren lachenden Augen und Lippen die Erklärung ab, daß dies Gewebe für keine Königin zu schlecht sei.

Es war gerade in der Weihnachtszeit, als Georgine wieder ein Briefpaket an den fernern Wanderer zusammenlegte. Lulu brachte auch eine kleine Enveloppe und bat, sie einzulegen. „Ich habe nur ein Tannenzweig hineingepackt“, sagte sie. Auf der Adresse stand: „Komm doch wieder, lieber Vetter, Du hast dort wol Palmen, aber keinen Christbaum!“ Georgine schwante zwar einen Augenblick, ob sie diesen „kindischen Gruß“ beilegen sollte, aber sie ließ ihn am Ende doch mit passiren und so wanderte der kleine duftende Tannenzweig aus dem kühlen Norden in den flammenden Süden.

Das Verhältniß der beiden Cousinen hatte sich im Verlauf dieser drei Jahre genau auf demselben Temperaturniveau erhalten. Sie verkehrten freundlich miteinander, aber wie Menschen, die in jedem Augenblick ohne Tränen und Entbehren voneinander gehen konnten. Lulu fürchtete sich im Grunde doch ein wenig vor ihrer gelehrten Cousine; sie bewunderte sie, aber sie empfand niemals das Verlangen, ebenso zu werden. Sie gab sich die größte Mühe, gewissenhaft zu thun, was man ihr sagte, aber sie that es nicht aus Liebe, sondern aus einer fast kindischen Angst vor einer finstern Stirn. Ein unfreundliches Wort, ein kalter Blick wirkten auf diese Mädchenseele wie Schneegestöber auf ein Maiglöckchen, wie Nachtfrost auf eine Rosenknoxe. Es gibt aber Naturen, die verloren sind ohne ein tägliches Quantum von Sonnenschein, den uns eben Augen und Lippen unserer nächsten Umgebung zutragen müssen, die Alles eher entbehren, als diese Art von Wärme; Naturen, die dafür auch mit vollen Händen das Empfangene in derselben Weise wiedergeben. Lulu hätte sich sogar lateinische Namen gemerkt, eine mathematische Regel begriffen und eine Stunde hintereinander am Stück-rabnen oder an irgend einer Näharbeit gefessen, wenn Georgine mit einem Kuß, oder mit weicher Stimme und zärtlichem Blick darum gebeten. So aber, dies ruhige, kühle: „Liebes Kind, das sind Dinge, die Du um Deiner selbst willen lernen mußt“, brachte unfehlbar die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Wenige Frauen wird überhaupt ein Befehl in dieser Fassung dazu bringen, mit Eifer das Verlangte zu thun. Der Zauberpruch für die echte weibliche Natur heißt: „Vollbringe das nicht um Deinetz, sondern um Andern willen!“

Fast ein halbes Jahr war nach jener Sendung des Tannenzweiges vergangen, da kehrte Wolbemar zurück. Schon längst wußte ihn Georgine auf der Heimreise, schon längst zählte ihr Herz in stolzer Freude die Tage bis zum Wiedersehen, aber ihre Freude machte sie nicht, wie wol sonst eine Glückliche, mittheilungsam, sondern sogar noch verschlossener als sonst. Das ganze Haus wurde festlich vorbereitet, man durfte der Ankunft Wolbemar's in den ersten Tagen des April entgegensehen. Georgine hatte sein Zimmer aufgeräumt und Alles hergerichtet, als ob er es eben verlassen; aber die Journale, in denen seine Briefe abgedruckt waren, lagen sorgsam nach den Nummern geordnet auf dem kleinen Tische, daneben die verschiedenen, von ihr gesammelten Berichte über die Erfolge der Expedition und die Beschreibung der Reise selbst.

Es war in der Dämmerung, als sie die kleine Lampe ins Zimmer bringen ließ. Bis jetzt hatte sie am offenen Fenster in der warmen Frühlingsluft gesessen. Unten im Garten schlug eine Nachtigall. Wer sollte da nicht träumen von dem eigenen

kurzen Herzensfrühling, von Allem, was süß und entzückend Georgine träumte auch, aber von einem verführerischen Frühlingsaufathmen um sich. Wo war sie gewesen? In demselben Augenblicke vermischte sie Wolbemar's Cereviskappchen, die Stelger wo es sonst hing, war leer. Sicher wieder ein Streich von Wolbemar! Sie wandte sich nach der Thüre, die Kleine zu rufen. Aber die Thüre öffnete sich, Jemand trat rasch herein, zwei starke Arme umschlangen sie fest, eine weiche Stimme nannte zärtlich ihren Namen: die Schwester hatte den Bruder wieder. Wenige Minuten später war es, als sie Beide nebeneinander saßen und Georgine ihren Kopf auf Wolbemar's Schulter ruben ließ.

„Gleich, gleich will ich für Dich sorgen“, flüsterte sie wie im Traum, „ich bin nur noch zu müde, wovon? weiß ich selber nicht, laß mich einen Augenblick noch ausruhn!“

„Es hat mich Niemand kommen sehen, keine Seele weiß, wem Du hier ein Rendezvous bewilligt“, scherzte er und küßte ihr Haar.

„Hast Du auch wirklich keine Südfsee-Insulanerin mitgebracht?“ lächelte sie, mit glücklichen Augen zu ihm aufschauend.

„Nein mein Herz, Du hast mich für jetzt und immerdar befreit. Da slog die Thüre auf. „Cousine da ist das Kappchen, ich habe mit — warte wie heißt es — mit der *Viola canina* (ist es so recht?) bekränzt. Diesmal darfst Du mir aber nicht böse sein.“

Und Lulu stand, das Cereviskappchen fest auf die Stirn gesteckt, im hellsten Lichte mitten im Zimmer. Der Lampenschirm verdeckte die beiden Geschwister. Die raffinierteste Kofetterie häußte keine günstigere, „misse en scène“ erfinden können. Ein dunkelgrünes, ansehendes Wollkleid ließ die reizende Mädchen-gestalt vorthelhaft hervortreten, die weißen schlanken Hände umschlossen einen großen Strauß von Schneeglöckchen und Schließelblumen. Das zierliche Kappchen auf dem schlanken Halse, das freu-rosenfrische Gesicht mit den dunkeln, süß unwillkürlichen Augen und lächelnden Lippen, das Studentenmützchen mit dem Weißblechdenkranz auf dem schönen Haar, — es war ein Bild zum Entzücken. Und Georgine sagte in ungewöhnlich milde-mem Tone: „Wie kindisch, Lulu! ich denke aber diesmal wirst Du Dich ein wenig schämen, denn siehe, mein Bruder ist da!“ Sie schob das Schirm zurück. Wolbemar erhob sich rasch und trat auf dem Mädchen zu. Lulu stieß einen kleinen Schrei aus und all die Blumenreichtum fiel zu den Füßen des Heimgekehrten nieder.

„Welch schöner Willkommen, liebe Lulu!“ sagte er und bückte sich, den Strauß aufzuheben. „Aber geben Sie mir jetzt auch das Kappchen, ich will den schönen Kranz mit Stolz und Freude tragen.“

„Du nennst die Kleine Sie?!“ fragte die Schwester, die jetzt neben ihm getreten war, und legte die Hand auf seinen Arm.

„Nun, ich hatte mir unsere Lulu doch anders, ganz anders vorgestellt“, antwortete er mit etwas unsicherer Stimme.

Das junge Mädchen hatte seine Fassung wieder gefunden, lächelnd zu ihm aufschauend sagte sie: „Das habe ich mir wohl gedacht. Sie schrieben einmal: 'für die kleine Lulu!' und ich bin doch fast so groß wie die Cousine.“

Sie hatte die Studentenmütze abgenommen und gab sie ihm. „Endlich Weilchen, deutliche Weilchen!“ flüsterte er innig und athmete tief den süßen Duft ein.

„Ich glaube, Vetter Wolbemar, daß ich vorhin einen Fehler gemacht habe, es heißt nicht *Viola canina*, eben fällt mir ein, ach, die lateinischen Namen sind so schwer zu behalten, es heißt *Viola odorata*! Nicht wahr?“

„Liebe Kleine, geh hinunter zu Sophie“, fiel hier Georgine lachend ein, „und sage ihr, sie solle nun endlich einmal wieder für ihren Herrn sorgen, und sie mögen Alle heraufkommen um ihn begrüßen und dann siehe Du selbst ein wenig nach der Abendessen, laßt ihn mir heute nur ungestört!“

Und damit zog sie seinen Arm in den ihren und führte ihn wieder zum Sopha. „Schick gleich Wein herauf durch Johann! hat sie noch.“

„Liebe Cousine, ich will Alles aufs Beste besorgen“, rief Lulu, entzückt von dem warmen Tone der Sprecherin und hinaus. Wie Vergehensjubel drang ihre süße Stimme noch in das Ohr des Heimgekehrten, als sie singend die Treppe hinabsteigt, aber mit dem Souper würde es, trotz allen Eifers, schlimm ausgefallen haben, wenn die alte Sophie nicht den Kopf behalter hätte. Das „kleine Fräulein“ hatte ihn total verloren. Und Wolbemar?

Nun, der saß still neben der Schwester und hörte sie reden. Er antwortete auch auf ihre Fragen, ihre warme Zärtlichkeit, die tiefe Freude, in die ihr ganzes Wesen gleichsam eingetaucht war, gab ihm ein süßes Heimatsgefühl; aber zwischen all die Neben und Gegenreden brangte sich ein lachender rother Mädchenkopf im Cereviskappchen und eine helle Stimme sagte: „Sie schrieben einmal: 'Kleine Lulu!'“

(Schluß folgt. [1643])

Ein berühmter Schildermaler.

Jacques Louis David, der große französische Maler, der Freund Napoleon's, lebte seit dem Jahre 1815 in Brüssel — ein greiser, enstter, still seinen letzten Arbeiten sich hingebender Künstler. Es war ein selten gute Laune, die ihn an einem schönen Sommertage des Jahres 1825 veranlaßte, vor die Thor von Brüssel zu wandern und Gefallen am Beobachten des Treibens auf der Straße zu finden. Ganz absonderlich erragte ein Schildermaler seine Aufmerksamkeit, der auf einer Leiter stand und über der Thüre eines Gasthauses ein Bild in den schönsten Farben zu malen versuchte. Lange Zeit sah David der Thätigkeit des geehrten Kollegen zu, bis sich endlich sein künstlerisches Gefühl über die Verbrechen empörte, die so auf offener Straße an der Farbenlehre und Perspective begangen wurden. Er nahm sich heraus, dem Künstler auf der Leiter Rath zu ertheilen, was diesen aber höchst ungnädig machte. Allen Ernstes kam es zu einem hitzigen Streite zwischen beiden Meistern und eine Menge Neugieriger sammelte sich um sie. Während nun der brave flämische Maler des Schilbes mit dem Himmel von Indigo seiner sittlichen Entrüstung über die naseweise Bekräftigung durch einen unberufenen Gast Ausbruch gab und die höchste Theilnahme der Menge und des herausgetretenen Wirths zu erregen begann, hatte der berühmte Maler der Horatier und der Sabinerinnen in jugendlicher Muthigkeit die Leiter erstiegen und gornit mit dem Pinsel und den Farben seines Rivalen dessen mühsam geschaffenes Werk vernichtend, es blühnähell mit einem nichts sagenden Grau überflücht.

Als man diesen Frevler bemerkte, gerieth die Menge unten in Aufruhr; der Wirth schrie Zeter, der tief beleidigte und geschädigte Schildermaler sprang wüthend auf die Sprossen, um seinen Feind mit Faustschlägen zu traktiren. Nur mit Mühe hielt man ihn zurück, um das Herabstürzen beider Maler zu ver-

hindern, und kam endlich überein, die Polizei herbeizurufen und den Bfswicht trotz seines Ehrfurcht gebietenden Alters arretiren zu lassen.  
Dieser Bfswicht jedoch ließ sich oben auf der Leiter nicht im geringsten bei seiner Arbeit stören. So schnell als er das jammervolle Werk des Schilder-malers vernichtet hatte, war von ihm die Ausführung eines neuen begonnen worden. Die lärmende Menge ward plötzlich still, als sie auf dem Schilde oben lebenswahre Figuren entstehen sah, von denen die erste, zum Sprechen ähnlich, den rasenden Schilder-maler selber vorstellte; sie fing an zu klatschen, als der Fremde das Bild durch einen landschaftlichen Hintergrund vollendete.

Auch der Schilder-maler war still geworden und rief dann in höchster Stimmung:  
„Na, Alter, Du kannst wenigstens wieder gut machen, was du verdorben hast.“

Er begann nun seinerseits aber dem geehrten Kunstbruder, der seinem Werke die letzten Pinselstriche gab, einige kritische Ausstellungen zu machen, um zu beweisen, daß er sich wol als Meister fühle; aber er merkte doch bald, daß der Kollege da oben die Sache besser verstände und drückte seine Befriedigung mit den Worten aus:  
„Lieber Kunstbruder, ich verzeihe Dir Deinen schlechten Spas. Komm nur wieder herunter!“

In diesem Augenblicke, als David lächelnd die Leiter herabsteigen wollte, rief ein Herr, der zu Pferde seit mehreren Minuten einen stillen Beobachter abgegeben hatte, in scharfem englischen Accent:

„Was kostet dies Schild? Ich kaufe es, ich gebe 500 Francs!“

Alle wandten sich erstaunt zu dem Sprecher; als aber dieser mit höchst ernsthafter Miene versicherte, er wolle 800, ja selbst 1000 Francs geben, gerieth zunächst der Schilder-maler in freudige Ekstase und erklärte seine sofortige Bereitwilligkeit zum Verkauf seines Bildes. Nicht minder eilig hatte es der Wirth, das Eigenthumsrecht des Bildes gegen den Engländer geltend zu machen, indem er sich auf seine Bestellung und seinen geleisteten Vorschuß von fünf Francs an den Maler berief. Zwischen diesen beiden neuen Concurrenten entstand nun ein neuer Streit, der, da Mylord abgestiegen und sich, ebenso wie David, in das Gastzimmer begeben hatte, hier einen höchst erbitterten Charakter annahm.

„Dir schenke ich dies Bild; es ist mein. Aber Sie Mylord,“ wandte er sich an diesen, „müssen 2000 Francs zahlen.“

„Well,“ antwortete Mylord, „unter der Bedingung, daß Sie unter das Bild setzen ‚David fecit‘.“

David — der Name war zu berühmt, um dem Kunstbruder von der Leiter nicht auch bekannt zu sein. Als er jetzt vernahm, wer seine „Idee“ ausgeführt, überbot er sich in Entschuldigungen und in Dankbezeugungen. Der Wirth gab sich mit dem Arrangement zufrieden, weil er hundert Francs von David erhielt, der sein „fecit“ unter das Bild setzte und es zur Aussteuer der Tochter seines „Kollegen“ schenkte. Der Engländer zahlte vergnügt und trug das Schild wie eine Trophäe heim, denn es war das erste Bild, welches ein Engländer von dem Franzosen David erhalten ... Und von Meister David war es das letzte Werk ... Am 29. December starb er in Brüssel.

[1639]

Schmidt-Weiskensels.

### „Als der Großvater die Großmutter nahm.“

..... Die Sonne scheint auch heute und erwärmt mir altem Mütterchen das Herz, aber ihr Strahl dächt mir nicht so goldig mehr, wie er auf uns in dem alten Siebelhaufe lag. Ach, jene Zeit stillen Wirkens und bescheidener Freuden, nicht sie, sondern was jetzt um mich wogt und wandelt erscheint mir wie ein Traum! Ich bewundere dies rastlose Geschlecht und seine Thaten, aber wenn ich mich glücklich fühlen will, flüchte ich mich in die Vergangenheit, in jene engen und längst veralteten Verhältnisse. Das Vaterhaus war unsere Welt, wo ein Tag dem andern wie ein liebes Bruderantlitz ähnlich sah.

Jedes von uns hatte seine reichliche Arbeit; da gab es in Küche und Waschkammer, am Nähtisch und im Garten zu schaffen, bis der Abend kam, der friedselige Abend. Wenn es vom nahen Kirchthurne Sechs schlug, legte der gute, liebe Vater an seinem burgähnlichen Arbeitstische mit den hundertfachen Schieb-laben und Fächern die Feder weg, setzte seine weiße Hausmütze auf, zog den citronengelben Schlafrock an und wünschte seinem Factotum, dem wunderlichen, aber seelenguten Abraham Wolf einen Guten Abend, worauf dieser in wohlgeleiteter Weise den

ein Goldonkelchen. Er kam Abend für Abend, aber immer empfanden wir die neue Freude bei seiner Ankunft, so lieb und gut und lustig war er. Und wie zärtlich sorgte er für seinen Sohn, seinen einzigen, denn auch ihm war die Frau früh gestorben. Punkt sieben Uhr trat er mit seinem „Jakobel“ in das Zimmer. War das sodann ein Plaudern und Lachen, Jubeln und Umberschießen, bis der gestrenge Herr Papa um Ruhe und „einen schönen Gesang“ bat. Still! ... Doris und Lottchen sangen den Sopran, Jakobel und ich die Altstimme. Auch Abraham Wolf fiel mit etwas heiserem Tenor, aber kräftig ein. Und der Onkel spielte dazu auf dem Violoncello den Bass. Freilich, es kostete einige Geduld, bis er sich zurechtgesetzt und die Saiten gestimmt hatte. Und dann kam immer noch eine Prise, so daß Vater oft sehr ungeduldig seine Brille wuschte um zu sehen, „ob er denn noch nicht fertig sei,“ und wir zwei, drei Mal beginnen mußten: „Der Mond ist aufgegangen.“

Und hinter der offenen Thüre stand schon die alte Franzel, voll Andacht und mit dem Taschentuch in der Hand, um sich die Augen zu wischen, wenn die schöne Stelle kam:

„Komm Sternenschaar, verlässe  
Die Nacht dem Menschenkind,  
Und bring' von ihnen Grüße,  
Die schon im Himmel sind!“

[1640]

Louise R.

### Schön und eitel.

Man sagt, Schönheit und Eitelkeit gingen jederzeit Hand in Hand. Eitelkeit wäre in diesem Falle die stille Ueberzeugung einer Frau von der Macht ihrer Reize. Denn hinwegläugnen läßt sich der Einfluß nicht, den das Weib kraft seiner persönlichen Reize übt, und die Macht zu gefallen ist eine wirkliche Macht. In Prosa und Versen wird zwar mit vielem Pathos versichert, daß Schönheit eitel sei, und ein hübsches Aeußere nur wenige Sommer dauere — aber, wenn man die Kürze des Lebens in Betracht zieht, was dann, mit Ausnahme des geistigen und sittlichen Werthes, ist nicht eitel? Der ganze Pomp und Ehrgeiz des Lebens ist in einem gewissen Sinne eitel, ja Verstand und Vergessung sind es nur in der Voraussetzung nicht, daß es werth ist,



### Hausconcert.

(S. „Als der Großvater die Großmutter nahm.“)

Endlich mischte sich der liebe Kunstbruder David selbst mit hinein und machte bemerklich, daß er denn doch wol auch ein gewisses Eigenthumsrecht an dem Bilde besitze, insofern er es gemalt. Der andere Kunstbruder berief sich dagegen auf die Autorität der Idee, der Wirth auf seine Eigenschaft als Auftragsgeber. Es war kein Ausgleich dieses Habers abzusehen, als plötzlich ein rosiges Mädchen herintret und ängstlich dem Schilder-maler ein Körbchen mit seinem Essen übergab.

Der alte David, dem die Geschichte nicht minder Spas machte, als dem zuhörenden Engländer, wurde von der Lieblichkeit dieser Mädchenerscheinung betroffen und fragte, ob es gar die Tochter seines lieben Kollegen sei?

„Sie ist meine einzige Tochter,“ antwortete dieser, „und deshalb besonders würde mich der Verkauf des Bildes glücklich machen. Denn, sehen Sie, Mylord, sie ist die Braut eines recht schaffenen Handwerkers und sie können sich nicht heirathen, weil Beide zu arm sind, sich die erste Einrichtung zu beschaffen. Seht, lieber Kollege, wie glücklich uns die 1000 Francs machen können — Ihr sollt ja von mir anständig abgesunden werden!“

Der Wirth wollte abermals reclamiren, als der greise Meister David die Hand der erröthenden Tochter nahm und sagte:

Gruß erwiderte und mit geräuschvoller Feierlichkeit das große Contobuch zuklappte.

Beide begaben sich dann hinüber in die große Wohnstube, wo das Bild der seligen Mutter und hinter Glas und Rahmen unsere ersten Versuche im Sticken und Häkeln hingen. Und da waren wir drei Mädchen schon und hatten die Flasche mit dem Danziger und Gläser, die Notenbücher und das Violoncell des Onkels zurechtgerichtet, das heißt Lottchen und ich, denn Doris hätte nach sechs Uhr nicht um die Welt mehr den kleinen Finger gerührt. Sie war auch die Älteste und Schönste von uns. Wir nannten sie nicht anders als die Frau Prinzeß, weil sie so gar etwas Feines und Vornehmes in ihrem Wesen, wie in ihrer Erscheinung hatte. Die theure, unglückliche Doris! ... Lang, lang ist's her, daß aus fernem Lande der Brief mit ihrer Todeskunde kam, aber ich erinnere mich noch an jedes blaue Aederchen in ihrer schimmernden Haut. Wie schlank und zierlich war ihr Wuchs, wie schmal ihre Hand und ihr Fuß! Welch ein wunderschönes, blygäugiges, eigenartiges Köpfschen sah auf dem schneeeigen Halbe, um den sie immer ein Korallenketten trug. Sie war unser Aller Abgott, beherrschte uns Alle, Väterchen, Abraham Wolf, uns Schwestern und nun den Onkel gar! Ja, ja, der Onkel, das war

für den ununterbrochenen Fortschritt des Menschengeschlechtes zu streben. Warum nennen wir nur das Weib, weil es an der eigenen Schönheit Gefallen findet, und nicht auch einen Mann eitel, der in dem Gedanken an seinen Reichthum Vergnügen empfindet? Man sage nicht: die Frau ist nicht Schöpferin ihrer körperlichen Reize und hat nicht das Recht, sich auf das etwas einzubilden, was ihr der Zufall verlieh. Erstens steht es — wenn wir nicht den Begriff Schönheit zu beschränkt fassen — allerdings in der Gewalt der Frau, sich selbst Reize zu geben, denn die schönen Augen, das schöne Haar allein machen es nicht, sondern die Frau muß auch Geschmac besitzen und die Fähigkeit, sich selbst zu pflegen. Und überhaupt — was sie nicht selbst hervorbrachte, soll sie auch nicht schätzen?! Weil ein Mann uns lächerlich erscheinen würde, wenn er mit seiner Nehmlichkeit mit Narcissus prahlte, erfolgt keineswegs, daß auch eine Frau nicht erheit und stolz sein dürfe, wenn ihr Profil dem Profile der Mediceischen Venus gleicht. Dies ihr Profil gibt ihr ein gut Theil Macht im Leben, dies Profil hat also wirklichen Werth, und das Vergnügen am Besitze eines Etwas von wirklichem Werthe ist nicht Eitelkeit. Eitelkeit ist sinnloser Stolz auf werthlosen Besitz.

[1558]

H.

### Spinnwebe.

Unter diesem Titel wird wol selten eine Dame anmuthigen Inhalts erwarten, da sie zunächst an die schmutzigen Gewebe in unbewohnten Zimmern oder in vernachlässigten Winkeln denken wird, gegen welche mit Besen und sonstigen Reinigungsinstrumenten der grausamste Krieg geführt werden muß. Aber draußen in der Natur werden die verhassten Weber gar oft die schönsten Zeuge und farbigen Schleier zu spinnen. Man gehe hinaus an einem elegischen, sonnigen, stillen Herbsttage und sehe, wie das Stoppelfeld erglänzt im niedern Mittagsstrahl der Sonne. Felder und Wälder, Bäume und Gesträuche sind oft dicht überwoben mit den zartesten Fäden, die perlmutter- oder opalartig silbern und in reichsten Farbenspielen erglänzen. Der Sonne gegenüber gesehen winken und zwinkern sie nicht selten mit allem Glanz und Farbenreichtümern des Regenbogens, besonders wenn am Morgen diese Gewebe mit den Diamanten von Thautropfen besetzt sind. Diese Farben entstehen zum Theil durch Brechung der Lichtstrahlen, zum Theil durch die Spinnweben selbst, von denen jeder einzelne Faden aus mehreren einzelnen, gleichsam zusammengeleiteten Fädchen besteht, die genauer gesehen nicht eine runde, sondern eine gefurchte Oberfläche zeigen, so daß das Licht sich in vielen prismatischen Farben spielen nach allen Seiten zurückwirft.

Diese massenhaften Ueberwebungen im Herbst, welche sich hernach zum „Alten-Weiber-Sommer“ zusammenrollen und in mehr oder weniger dicken Fäden an die Bäume oder an unsere Kleider hängen, sind Werke der umherwandernden „Wolfs-Spinnen“, welche auch wissenschaftlich Vagabunden (Vagabondae) genannt werden. Sie schießen oft mit ungeheurer Schnelligkeit und in fabelhaften Massen über die Felder und tragen dabei ihre Eier in kleinen Cocons bei sich.

Die sogenannten Krabbspinnen können sich mit der größten Leichtigkeit rück- vor- und seitwärts bewegen, wovon man sich selbst überzeugen kann, wenn man in steinigten Gegenden sie aus ihren Verstecken hervorlockt.

An sonnigen Wänden kann man zuweilen kleine schwarze Punkte bemerken, die, näher gesehen, weiß besetzt und behändert erscheinen. Etwas geföhrt bewegen sie sich vorsichtig, halten dann wieder still, erheben ihre Vorderkörper und sehen sich mit der größten Vorsicht um. Läßt man sie nun in Ruhe, so findet man Gelegenheit, sie in ihren seltsamen Sprüngen nach Beute zu beobachten. Mit einem einzigen Satz springt der kleine Punkt auf eine Pflanze oder ein anderes Insect oder ließt sich vielmehr an einem blitzschnell gesponnenen Faden auf sein Opfer herab, um für den Fall des vergeblichen Sprunges gleichsam einen Halt oder ein Ziel zu haben, sich daran wieder empor zu ziehen.

Das ist ein Exemplar von den „Tanzspinnen“ (Salticus). Andere kriechen, schießen, fliegen, springen auf ihre Beute und sind demgemäß von den Naturalisten verschiednen Gattungen zugetheilt worden.

Da es wol über hundert Arten von Spinnen und deren entsprechenden Netzen gibt, würde es in einem kleinen Artikel unmöglich sein, das Hauptfächlichste nur zu berühren. Halten wir uns deshalb an das Nächstste und Gebräuchlichste, unsere gemeine Gartenspinne, deren symmetrisches Fangnetz wir im Sommer sehr oft an sonnigen Stellen bemerkt haben werden, ohne es eigentlich zu „sehen“. Aber es sind Kunstwerke, die wol unsere Aufmerksamkeit verdienen. Sie bestehen aus einer elastischen Spirallinie, welche dicht mit sehr kleinen Kugeln flüssigen Gummi besetzt sind. Die Windungen dieser Linie fallen in ein und dieselbe Ebene und werden von Radien durchkreuzt, die nach einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammenlaufen. Dieser Mittelpunkt ist von mehreren Windungen einer kurzen Spirallinie ohne zähe Kugeln umgeben; sie bilden die Station, von welcher aus das Netz von der Eigenthümerin überwacht und kontrollirt wird.

Wenn man die Füße und Klauen der Spinne unter dem Mikroskope untersucht, erstaunt man über die verwickeltesten, mannichfachen Werkzeuge an den Enden derselben, die auf die genialste Weise dazu eingerichtet sind, das Ausspinnen und die Richtung der einzelnen Fäden zu bewerkstelligen. Besonders merkwürdig ist das letzte Glied jedes Hinterfußes, der in kammartige trumme Spitzen ausläuft, die wie Finger bewegt werden können. Durch Zusammenziehung der Bewegungsmuskeln werden die krummspitzigen Finger gegen den Fuß gedrückt, so daß sie mit den Klauen selbst eine Art von Kneipzangen bilden. Vermittelt dieser Apparate ist die Spinne im Stande, die ausgesponnenen Fäden nicht nur festzuhalten, sondern auch dahin zu führen und an den Stellen zu befestigen, wo es das Gesetz der Symmetrie vorschreibt.

Wer zufällig an einem sonnigen Frühlingstage im Garten sich die Zeit nehmen will, in Ecken von Lauben oder zwischen Baumzweigen die Arbeit einer solchen Gartenspinne zu beobachten, wird oft musterhafte Beispiele von Kunst, Geschicklichkeit, Ausdauer und Geschwindigkeit zu bewundern Gelegenheit haben. Hat man das Glück, die Weberei eines ganzen Netzes vom Anfang bis zu Ende zu beobachten, wird man sich vielleicht das Wunder erklären lernen, daß es aus mehr als fünfzig Ellen Fäden symmetrisch ausgepannt wird und auf den elastischen Spirallinien des Netzes schon über hunderttausend zähe Kugeln zum Halt desselben gezählt worden sind, endlich daß zur Vollendung eines solchen Kunstwerkes selten mehr als vierzig Minuten gebraucht werden, falls die Künstlerin bei ihrer Arbeit nicht gestört wird. Wenn wir nun bedenken, daß die Spinne manche dieser Fäden doppelt webt, daß sie bei gutem Wetter in jeder Nacht oder früh am Morgen (Sonntage nicht ausgeschlossen) ein neues Gewebe macht, daß sie 400 Ellen jede Woche mindestens ausführt, um ihre Nahrung zu fangen, und daß endlich die Spinne niemals ein altes Netz ausbessert, sondern, wenn dieses schadhafft geworden, sofort ein neues verfertigt; so wird daraus allein schon hervorgehen, wie groß im Verhältniß der Verbrauch von Nahrungsmitteln sein muß, deren die Spinne bedarf, um eine solche Masse von Gewebe aus sich herauszuspinnen. Fünfzig Ellen Spinnwebe ist keine Kleinigkeit für ein Geschöpf, dessen ganzer Körper nicht mehr als den fünften Theil eines Zolles lang ist. Wenn wir die relative Größe eines Menschen und einer Spinne nehmen, so würde was für die Spinne fünfzig Ellen Spinnwebe sind, für den Menschen soviel als etwa eine Meile ziemlich starken Strickes sein. In diesem Verhältnisse steht auch das, was eine Spinne nöthig hat, um sich zu erhalten: ihr Appetit, mit dem eines Menschen verglichen, ist ungeheuer. Ein Engländer beobachtete genau, was eine Spinne während einer Zeit von 24 Stunden verzehrte und fand durch Berechnung der Proportionen, daß es soviel gewesen, als ob ein Mensch gegessen hätte: beim Tagesanbruch einen Lachs von 40 Pfund, um 7 Uhr früh ein Lamm, um 9 Uhr einen jungen Rehbock, um 1 Uhr ein Schaaf und während der Nacht 120 Stück Leipziger Lerchen. Das, meint er, wäre eine gute Mahlzeit für einen Mann während 24 Stunden; und wir sind ganz seiner Ansicht.

Es scheint ein Gesetz in der Natur zu sein, daß die Geschöpfe, welche am raschesten essen und die größten Quantitäten verschlingen, andererseits auch wieder am längsten hungern können. Eine Spinne kann acht Tage lang ohne Nahrung bleiben. Aber ihre Gefräßigkeit ist es, welche sie zu einer Wohlthäterin unserer Gärten macht: die Fliegen, Ohrwürmer, Wespen und andere kleine Insecten, die sie zerstört, sind ganz unzählbar. An einem der schönsten Tage des vorigen Sommers, als diese Insecten namentlich sehr stark in der Luft waren und Menschen und Vieh sehr quälten, beobachtete unser Engländer die Spinnweben und fand sie ganz voll von Leichen derselben: in einem solchen Netz zählte er 250 Insectenleichen, und in den meisten nicht unter hundert. In dem Garten, in welchem er diese Beobachtungen anstellte und welcher kaum 80 Ellen lang und 16 breit war, fanden sich gegen 45 Spinngewebe, so daß während dieses einen Tages und auf diesem kleinen Raume zwischen 5—6000 dieser schädlichen Insecten von den Spinnen allein getödtet worden waren.

In ihrem fertigen Netze nimmt die gemeine Gartenspinne in der Regel die Mitte ein. Wenigstens herrscht die allgemeine Ansicht, daß die Kreuzspinne durch diesen Sitz in der Mitte gutes Wetter vorbeudeute, so daß man sie an ruhigen Tagen, wenn sie nicht besonders gestört worden ist, wol immer in der Mitte findet. Von hier aus föhlt sie die leiseste Bewegung, die ein im Netze sich fangendes Insect hervorruft. Dann kann man die grausame, mörderische Räuberart der Bewohnerin beobachten: wie ein Pfeil schießt sie auf das zappelnde Insect los und weiß es im Nu so fest um Fügel und Füße herum einzuspinnen, daß es sich nicht mehr bewegen kann und sich nun ruhig auszulassen muß. Der Insectenwelt muß die Spinne in der That wie ein Dämon erscheinen — ein Tiger wäre zu wenig gesagt. Denn ein Tiger hat nicht acht Beine, jedes zwanzig Fuß lang, er hat keine Krallen von Fußeslänge und kann sein zappelndes Schlachtopfer, Ochsen und Pferde, nicht in ein eisernes Netz binden: Dinge, die der Tiger besitzen und zu thun im Stande sein müßte, um, die Proportionen immer im Auge behalten, sich mit der Spinne messen zu können. — Um noch einmal auf die Spinnwebe zurückzukommen, so ist es bekannt, daß sie nicht selten zur Stillung des Blutes bei Wunden und sogar als Pillen gegen Fieber gebraucht wird. Auch in der Wissenschaft thut sie ihre Dienste. Da man bis jetzt keine feineren Fäden herstellen kann, als sie die Spinne liefert, so sind sie dem Optiker und Astronomen, auch bei mikroskopischen Untersuchungen oft unersetzlich. Alles dies zusammengenommen wird hinreichen, um diesen Creaturen, die man sonst nicht zu lieben pflegt, wenigstens Schonung angedeihen zu lassen. Erstens sind die Netze, welche die Spinnen liefern, als Kunstwerke der Weberei und der Symmetrie meist so charakteristisch, daß es sich fast immer der Mühe lohnen wird, sie genauer anzusehen und deren Bewohnerinnen zu beobachten, statt, wie es so häufig geschieht, sich mit Widerwillen oder gar Schreck abzuwenden. Dann aber sind zweitens, abgesehen von diesem naturwissenschaftlichen Interesse, die Spinnen so unersetzlich in der Zerstörung all jener kleinen geflügelten, summenben und stechenden Feinde unseres Obstes, unserer Wäpche und unseres Morgenschlummers, daß der Engländer, den wir oben citirten, ganz Recht hat, wenn er sagt: „Derjenige oder diejenige, welche eine Spinne tödtet, handelt nicht anders, als ein Haus-eigenthümer, der die Katze tödtet, während Alles von Ratten und Mäusen wimmelt.“

[1624]

J. Beta.

### Die wichtigsten Stätten der Weißstickerei.

Die eigentliche Entwicklung der Weißstickerei datirt erst von der Hälfte der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts. Sie ist seitdem von dem Frauenpublikum mit einer solchen Günstigkeit beglückt worden, daß sie von jedem Wechsel der Mode mit fortgerissen und zu einer Blütenentwicklung emporgetrieben wurde, die sie befähigt, den einfachsten Bedarfsverhältnissen wie dem höchsten Luxus zu dienen, die billigen Verzierungen an Kleidungsstücken und Gebrauchsgegenständen, wie staunenswerthe Kunstwerke zu liefern. Sie wird vorzüglich stark in Frankreich, der Schweiz, Sachsen, Württemberg und England betrieben, und beginnt in neuester Zeit sich auch in Oesterreich, Schlesien und Belgien zu entwickeln.

In Frankreich ist der Hauptsitz dieser Industrie in den Departements der Vogesen (Epinal, Plombières), der Meurthe (Nancy), Mosel und Maas. Die schönsten und reichsten Stickereien kommen dort unter dem Namen articles oder broderies de Tarare in den Handel. Frankreich fabricirt alle Qualitäten Weißstickereien, von den ordinären bis zu den höchsten Luxusartikeln hinauf, und mit Ausnahme der Schweiz hat kein anderes Land so hohe künstlerische Leistungen aufzuweisen. Frankreich gibt aber auch den Ton für alle übrigen fabricationsplätze an, denn es schafft nicht nur die Muster, sondern es dictirt auch die Mode.

Neben dem höchsten und zartesten Geschmack, welcher den französischen Stickereien, wie allen anderen Erzeugnissen der gewerblichen Zeichenkunst in hohem Grade eigen, ist auch die Ausführung selbst durchaus vollkommen und bewundernswerth, und es wird darin nur von der Schweiz erreicht. Alle Manieren der Stickerei, der Hochstick, die Tambourarbeit, der Spitzenstick, die Knöpfchenstickerei, die englische Stickerei u. werden mit gleicher Meisterschaft hergeleitet. Auch darin gibt Frankreich ein nachahmenswerthes Beispiel, daß die Stoffe, welche zu den Stickereien verwendet werden, wie Musselin, Mull u. dergl., sich durch sorgfältige Appretur, Reinheit und Sorgfalt im Gewebe auszeichnen, was zu einer effectvollen Erscheinung der Stickerei wesentlich beiträgt.

Neben Frankreich muß in der Weißstickerei unbedingt die Schweiz gestellt werden, namentlich in den Cantonen St. Gallen und Appenzell. Hier werden ebenfalls großartige Stücke der Kunst ausgeführt und die Bearbeitung ist eine gleich geschickte, gleich sorgfältige; in den Mustern dagegen hängt die Schweiz größtentheils von Frankreich ab. Unter den dieser Industrie günstigen Bedingungen ist auch für die Schweiz, wie für Frankreich die vorgeschrittene Fabrication von weißen Baumwollwaaren besonders hervorzuheben.

In Sachsen beschäftigen sich gegen 20,000 Arbeiterinnen mit der Verfertigung und etwa 50 Fabrikhäuser mit der Appretur und dem Abfah, und in Württemberg wird die Stickerei in etwa 300 Gemeinden mit 15—20,000 Arbeiterinnen ebenfalls schwunghaft betrieben. In Sachsen ist der Sitz der Industrie der südwestliche Theil des Erzgebirges und das Voigtland, in Württemberg der Schwarzwaldkreis (Balingen) und Oberzweibrücken. In beiden Ländern arbeitet man größtentheils nur Artikel für den größern Bedarf, Luxusarbeiten gar nicht. Dagegen ist aber auch die Production eine so starke, daß nicht nur der deutsche Markt damit versehen, sondern vieles auch nach Rußland und

Amerika exportirt wird. Sachsen und Württemberg concurriren vollständig in diesen Artikeln mit Frankreich, namentlich durch die Billigkeit der Arbeitslöhne. Die deutschen Stickerinnen stehen den französischen an Fleiß und Geschicklichkeit nicht nach, auch die Fleißereien und Appreturen sind vorzüglich.

England hat sich in der letzten Zeit mit außerordentlicher Energie auf die Weißstickerei gelegt, namentlich wird dieselbe den schottischen Hochlanden und in London stark betrieben.

In Böhmen ist die Weißstickerei längst heimisch, doch die Appretur noch mangelhaft.

In Schlesien, bei Hirschberg, ist sie noch ein junger Industriezweig, hier wird weniger Gutes geleistet als in Tyrol und Vorarlberg.

In Belgien wird die Weißstickerei vorzugsweise durch Schulen gehoben, in denen, namentlich in der Umgegend von Gent, viele Stickerinnen gebildet werden. Bei dem industriösen Sinn der belgischen Bevölkerung und der Leichtigkeit, mit der sich dem französischen Geschmack anschmiegen und französischer Vorbilder bedienen, konnte es nicht Wunder nehmen, daß die Weißstickerei wie die Spitzenfabrication zu rühmenswerthen Blüthe gelangt ist.

[1620]

J. A.

### Ungewöhnliches an Außergewöhnlichen.

Warum wohnt ein bedeutender Geist nicht immer auch einem bedeutenden Körper? Warum gibt es so viele geistvolle Menschen mit einem unansehnlichen Aeußern und so viele „Schötheiten“ ohne Geist? Sollen wir dadurch gemahnt werden, daß jenseits der Erde erst die vollkommene Harmonie gefunden werden kann? Wenn hinwieder Personen, welche — biblisch gesprochen — durch ihr Genie oder Talent, durch Geburt oder eigene Anstrengung eine große Menge um Kopfeslänge überragen, eine physikalische Naturerhabenheit haben, sind wir gern zu der Annahme geneigt, daß die Natur sie habe damit gezeichnet, ihnen gleichsam den Stempel an drücken wollen. Als ein solches Kennzeichen betrachten viele eine große Nase. Es gibt Leute, welche eine große Nase als notwendiges Attribut eines Weisen betrachten; ja, Manche gehen weiter und schließen: eine große Nase, ein großes Genie. Sie führen als klassische Beispiele die großen hellenischen Gesekgeber Vitruvius und Solon, den römischen Geschichtschreiber Titus Livius und den Poeten Ovidius Naso an. Aber besah nicht Sokrates eine breitgedrückte, eine Satyrnase (nasus simius)? In der christlichen Zeit ragen die Nasen des Dichters der Lustade, Gernons, und Kaiser Rudolphs von Habsburg hervor. Diejenige eines französischen Edelmannes und Schriftstellers, Cyrano de Bergerac (geb. 1620), war so groß, daß er in jeder Minute die Hand an den Degen legen mußte, um die Unverschämten einzuschüchtern, die alzu offenbar das Wunder anstauten. Jedemfall kommen von den tausend Quellen, die er in seinem 35jährigen Leben ausgefodert haben soll, nicht wenige auf Rechnung seiner Nase. Auch der Königin Elisabeth von England war der Gesicht auf diese Weise ins Gesicht geschrieben. Sie scheint aber nicht sonderlich darüber erfreut gewesen zu sein, denn die Maier, Zeidner und Kupferstecher erhielten durch eine Bekanntmachung des Kanzlers 1563 den diplomatischen Wink, „die Person oder auch das bloße Gesicht der Königin nicht anders zu malen, als nach dem Muster der schönsten Natur.“ Columbus und Bizaro hatten weniger große Nasen als merkwürdig starke Rüßler. Der Polizeiminister Fouché und der Diplomat Talleyrand waren durch — schiefe Nasen ausgezeichnet.

Auch die Häßlichkeit spielt eine Rolle in der Geschichte. Häßlich war Giotto di Bondone, welcher aus einem Schachhirschen zum großen Maler wurde, Dank dem Zufall, der einen schon berühmten Meister, Cimabue, just des Weges führte, da Giotto seines Vaters Herde hütend, ein Schaf mit einem zugespitzten Stein auf ein Stück Schiefer zeichnete. Häßlich waren fernere Mademoiselle de Scudéri, die bekannte Romanschreiberin des 17. Jahrhunderts, Gibbon, der große Historiker, und Mirabeau, der nichtsdestoweniger der Abgot der Frauen war. Kann man wohl diesen sagen, daß sie berüchtigt wurden trotz ihrer Häßlichkeit, ist hinwieder Mancher nur bekannt geworden, weil er so häßlich war. So lebt ein französischer Schauspieler, Pelisson, in einer Anekdote fort, die seiner kolossalen Häßlichkeit Entsprungen ist. Als man nämlich dem Herzog von Burgund den Jesuiten Martineau deshalb nicht zum Beichtvater vorschlagen wollte, weil derselbe von abschreckendem Aeußern war, sagte jener: Bah, was Pelisson gesehen hat, den kann fürder nichts entstehen.

Blind! In dieser Welt, deren süßeste Freuden im Lichte ruhen, für immer im Dunkel zu stehen, niemals Berg und Thal, Wald und Wasser, niemals ein helbes Frauenangezicht zu sehen, welch ein trauriges Geschick! Und doch sehen wir die Edelsten in diesem fürchterlichsten aller Schattens. Die freilich mehr mythischen Gestalt Homers beginnt den Reigen; da ist der Sänger des Paradieses, der erhabene Milton; der idyllische Delille (geb. 1738); Graffi, ein bedeutender Philolog, und der Engländer Saunders († 1739), der wunderbarer Weise Mathematik und — Optische lehrte. Unter den Musikern, die sich einen Namen erwarben, waren der preussische Flötist Louis Dulong und der Wiener Pianist Paradies blind. Ja, auch einen blinden Schauspieler finden wir, Louis Giotto, der bei der Eröffnung des Theaters in Venedig den blinden König Debyrus in Sophokles' Tragödie spielte. Der tapfere Kreuzfahrer Dandolo, Doge von Venedig, und der Hülftenerführer Johann von Trochow, genannt Ziska (böhmische Wort für „blind“) sind bekannt. Noch zahlreicher sind die Männer, welche in späteren Jahren erblindeten, Philipp von Macedonien und Hannibal, der Kirchenvater Eusebius, Camoenss Gallici, der Mathematiker Euler und der Günstling Katharina's II., Potemkin u. v. A.

Lahm und doch Helben waren Agestaus, Genesius und Zamerlan; lahm und doch eine berühmte Schönheit am Hofe Ludwigs XIV. war Mademoiselle de la Vallière; auch die Dichter Byron und Walter Scott hinkten; das man stottern und doch ein großer Redner werden kann, hat Demosthenes bewiesen. Die wunderlichste Zügelung aber ist es, ein musikalisches Genie zu sein und — taub zu sein. Auch der Verfasser des in aller Welt bekannten „Sil Blas“ und „Hinkenden Teufels“, Le Sage, war taub. Als man den tauben La Condamine, der ein berühmter Reisender und Naturgelehrter des 18. Jahrhunderts war, zum Mitgliede der Academie française erwählte, improvisirte er ein artiges Epigramm:

„Heut nahmen auf La Condamine,  
Die Unsterblichen der Akademie;  
Taub ist er, um so besser für ihn;  
Doch nicht auch stumm, um so schlimmer für sie.“

Die Geschickte Frankreichs hat drei Könige, die sich durch übermäßige Fettleibigkeit auszeichneten, Karl den Dicken, Ludwig den Dicken und Ludwig XVIII. Der kleinen Leute mit großen Namen ist eine Legion. Wir finden unter ihnen den Hummer-

ersten Attila, „die Geißel Gottes“ und Pipin den Kleinen. Auch Weltweise Albertus Magnus war so klein, daß ihn bei einer Gelegenheit der Papst wiederholt aufzusuchen bat, indem er laubte, Jener kniee noch. Der Portugiese Vasco de Gama, der erst das Cap der guten Hoffnung umschiffte; Erasmus, der berühmte Gelehrte der Reformationszeit, und Prinz Eugenius, der erste Ritter, der Schauspieler David Garrick und des deutschen Garrick, Ludwig Devrient's Freund, der Dichter G. T. A. Hoffmann, sämtliche waren große kleine Leute. Dagegen bezogen Gottfried von Bouillon, der Held der Kreuzzüge, Christoph Columbus, der Reformator Huß und Gustav Adolph einen riesigen Körperbau, der Maler Leonardo da Vinci und der bekannte Marschall von Sachsen außerordentliche Stärke.

Wir führten nur diese und jene Beispiele an; aber diese wenigen schon bezeugen die Wahrheit, daß die Gebrechen des Körpers den Flügel des Geistes nicht hindern können, jene und Launen der Natur, der Geist aber ist Gottes.

H.

### Das Alter großer Männer.

Nicht immer ist der Frühling und Sommer des Lebens die Zeit, in welcher große Männer ihr Größtes geleistet; oft ist es im Herbst derselben vorbehalten gewesen, die wahre Größe ihres Lebens zu reifen. Michel Angelo begann sein großes Gemälde „das letzte Gericht“, als er 59 Jahre zählte und Milton beendete „das verlorene Paradies“ als er 57 war. Unter Musikern trifft man oben angeordnete Wahrheit fast noch mehr zu. Es ist ein Datum aller jüngsten Datums, daß Meyerbeer die „Afrikanerin“ in seinem 73. Jahre, dem Jahre seines Todes, schloß; aber auch Mendelssohn hatte schon das 50. Jahr überschritten, als er die ganze Oper umgestaltete durch seinen „Orpheus und Eurydice“, Händel war sogar schon 58, als er sein erstes Oratorium schrieb, und den „Messias“, sein berühmtestes Werk, schrieb er sogar erst in seinem 67. Jahre. Haydn schrieb die Schöpfung, als er 64, und Beethoven die neunte Symphonie, als er 53 war. Es mag häufig auch noch bemerkt sein, daß die drei Männer, welche die Gabe originaler Schöpferkraft in einem höheren Grade besitzen als die andern hier genannten, nämlich Michel Angelo, Händel und Beethoven, niemals verheirathet waren.

[1588]

### Der Tod.

Es ist bestimmt, wann in des Nordwinds Wehn die Blumen welken und die Blätter fallen, bestimmt die Frist, da Sterne untergehn — Doch dein, o Tod, ist jede Zeit von allen.

Der ird'schen Sorge ist der Tag geweiht Der Abend dem Verein an frohem Herde, Die Nacht des Traumes, des Gebetes Zeit — Doch dein sind alle, Mächtigster der Erde!

Ich weiß, wann Mondeswechsel sich erneut, Wann Vögel ihre Bahn zum Meere finden, Wann seine Saat der Herbst mit Gold bestreut — Doch wer, o Tod, weiß, wann du nahest, zu künden?

Kommst du, wann uns der Frühlingswind verräth Wo Weiden blühen? Kommst du, wenn Rosen bleichen? Jedwedes Leben weiß, wenn es vergeht. Nur uns kann allezeit der Tod erreichen!

Du bist, wo Melodie die Luft durchklingt, Du lauerst tückisch in der Heimat Frieden, Und wo ihr rauschend Lied die Woge singt, Im Weltgeräusch und überall hienieden.

Du wartest, Tod, wo unter laub'gem Zelt Die Freunde sich zur Ruh die Hände reichen, Wo der Trompete Stoß zum Himmel gellt, Und Feinde sinken von der Feinde Streichen.

Aus dem Englischen der Felicia Hemans, von Anna Hof.

[1621]

### Ein Diamant im russischen Kaisersepter.

Als noch der Boden des Palastes zu Ispahan von dem Blute des gemorbeten Schah Nadir feucht war, stürmten die wilden Krieger der Afghanen durch die Säle, um Beute aller Art in die zottigen Mantel zu stecken, welche über ihre braunen Schultern hingen. Während des Tumultes befand sich zu Ispahan Gregor Schafiras, ein armenischer Handelsmann, der in Bassora sein Waarenlager hatte und allgemein „der Millionär“ genannt ward. Schafiras war ein erfahrener, kenntnisreicher Kaufmann. Als die tolle Jagd durch Ispahan's Gassen tobte, als die Krieger in blutigen Gewändern, flatternde Banner schwingend, unter dem Geheul der Derwische die Stadt besetzten, schlich der Armenier umher, nach Gelegenheit zu gutem Handel spähend. Er wendete sich zu dem Ort, wo die Erregung einigermassen die Empörung hatte gesiegt und die Helden feierten ihren Triumph beim Gelage. Schafiras ging in eins der größten offenen Locale, wo

Tänzerinnen und Gaukler vor den Gästen ihre Spiele trieben. Nachdem er eine Zeit lang hier gesehen, kam eines der Mädchen auf den Fremden zu und bot ihm das Tambourin, damit er, wie es Brauch war, ein Geldstück darauf legen sollte. Schafiras hatte den Beutel gezogen, aber als er der Tänzerin Arm betrachtete, hielt er betroffen denselben fest. Er gewahrte, an das Armband mittelst eines starken Drahtes befestigt, einen ungeheuren Diamanten. Schafiras war Kenner. Er wußte auf den ersten Blick, daß die Tänzerin ein riesiges Vermögen an ihrem Armreifen trug und erkannte den Stein sofort als eines der beiden unschätzbaren Juwelen, welche die Seitenlehnen des Thrones des ermordeten Schah geziert hatten. Das eine dieser Juwelen hieß: Medusen-haupt, das andere: Mondberg. Letzteres glaubte Schafiras vor sich zu haben. Er scherzte mit der Tänzerin. „Was hast Du für Glasstückelchen an dem Reifen?“ fragte er. „Hassan gab sie mir vor einer Stunde. Er hat sie erbeutet.“ „Im Palaste des Schah?“ fragte der Armenier. „Ich weiß es nicht. Er gab mir auch noch hunte Stückelchen.“ Bei diesen Worten zog das Mädchen eine Hand voll der köstlichsten Steine aus ihrem Gewande. Schafiras staunte, offenbar hatte der Soldat die Juwelen beim Sturm auf den Palast entwendet. Der Armenier ließ den Krieger zu sich bescheiden. Er kam und brachte die Steine. Der Preis, den er forderte, war nicht hoch, allein Schafiras fürchtete den Ankauf. Er schickte vor, daß er sich erst mit seinem Bruder berathen müsse. Der Afghane ließ die Steine in des Kaufmanns Händen, ging und kam nicht wieder. Vielleicht fürchtete er den Verrath des Armeniers. Schafiras sah sich also im Besitz der Steine und der unschätzbare Mondberg war ihm zugefallen. Er kehrte nach Bassora zurück und berieth mit seinen Brüdern, was zu thun sei. Die Brüder kamen überein, das Geheimniß zu bewahren. Ein Verdacht, und sie waren alle verloren. Zwölf Jahre lang warteten sie, bevor Gregor eine Reise nach Amsterdamm unternahm. Hier legte er die Edelsteine, darunter den „Mondberg“, zum Verkaufe aus. Britische und russische Agenten fanden sich ein. Das Petersburger Cabinet forderte Schafiras auf, nach Rußland zu kommen, wobei ihm die Reise vergütigt werden sollte. Der Minister Panin bot endlich durch den Juwelier Lafarew dem Schafiras: die Adelswürde, lebenslängliche Pension von 6000 Rubeln, 500,000 Rubel baar und einen kostbaren Ring. Schafiras' Geiz war mächtig angereizt. Er knüpfte noch allerlei Bedingungen für sich und seine Brüder an den Verkauf, und man brach die Unterhandlungen mit ihm ab. Bald genug bereute der Geizhals sein Verfahren. Er hatte auf das Geschäft hin allerlei Gelder erhoben, der Aufenthalt kostete ihm große Summen. Die Agenten murrten und Schafiras rettete sich durch die Flucht nach Astrachan. Hier wurde durch Gregor Sclow das Geschäft wieder aufgenommen und der Armenier überließ dem Minister den Stein für das Adelsdiplom und 450,000 Rubel. Von dieser Summe gingen 120,000 Rubel für Zinsen, Gold der Agenten zc. ab. Seit jener Zeit prangt der Diamant des Schah Nadir im Scepter des russischen Kaisers. Schafiras sammelte große Reichthümer, aber sie brachten ihm kein Glück. Es schien von den geraubten Steinen ein Fluch auszugehen, der den Armenier traf. Seine Kinder geriethen durch Verschwendung der Reichthümer ins Elend und die rasch emporgestiegene Familie ist ebensoviele wieder verfunken.

[1625]

G. H.

### Die Mode.

Wenn auch die Mode eine gewisse Vorliebe für den klassischen Styl in der Wiederaufnahme des offenen, griechischen Aermels, in den Haartrachten und der Verwendung der Cameen verräth, gibt sie doch andrerseits der Neuzeit und der Jahreszeit ihr vollstes Recht, dem Wirbel jener und der Fülle dieser. Sie bringt Neues und Mannichfaltiges, wählt Stoffe und Farben mit Rücksicht auf das heitere Grün der Erde und himmlische Blau. Wenn sie dabei eben so wunderbar als wunderbar an gewissen Erscheinungen Jahre lang festhält, gewisse Besonderheiten mit jeder beginnenden Jahreszeit wiederbringt, so ist dies, wie bei der Crinoline, zuweilen mehr ein Festhalten am Namen, während die Sache längst sich änderte, zuweilen beruht es — wenn ich mich so ausdrücken darf — in der Urwüchsigkeit gewisser Specialitäten. So ist die Zusammenstellung von Schwarz und Weiß der auffälligste Contrast, aber auch so naheliegend, ungesucht und dankbar, daß man sich nicht wundern darf, sie heute wieder auf Kleibern, auf Ballets, auf Hüften zu finden, mögen sie der Stadt, der Land-, oder der Babettoilette angehören.

Wir wenden uns zur Fußbekleidung. Halbansgeschnittene Schuhe, womöglich von der Farbe des Kleides mit Haften und mit einer hauchigen Cocarde verziert, sind das Neueste. Doch trägt man auch hohe Stiefelchen von grauer, gelblicher, weiß und schwarz gestreifter Leinwand mit Besatz von Glanzleder und hohen, spitzen Haften, die fast bis in die Mitte der Sohle reichen, um die Füße kleiner erscheinen zu lassen — eine harmlose List.

Die Roben werden in buntester Verschiedenheit getragen. Man sieht Keilroben mit langen Schleißen, aufgeraffte Roben, auch solche, die kürzer sind als der darunter getragene Jupon von entsprechendem Stoffe, endlich, zur toilette habillée, Roben von der Länge des Unterkleides, ja sogar einige Centimeter länger und am untern Rande ausgegakt.

Eine besondere Vorliebe scheint man in diesem Sommer für weiße duftige Stoffe zu haben; man wählt vielfach Mull, zieht jedoch den gemusterten dem glatten vor, weil letzterer der Tages-

toilette einen zu ballmäßigen Charakter verleihen würde; oft bedient man sich farbiger seidener Unterkleider. Daß sich Spitzenroben mit ähnlicher, halbanschießender Confection auf berartigen Unterkleidern außerordentlich elegant ausnehmen, ist wol selbstverständlich.

Der Schoof Pepsos sieht noch immer in besonderer Gunst. Confections aus weißem oder schwarzem Kashmir füttert man gern mit leichtem Atlas; wir müssen jedoch berichten, daß die schwarzen seit Kurzem weniger getragen werden. Es war dies vorauszusehen, da sie mehr zu dunklen als zu hellen Roben passen.

Zur großen Toilette bedient man sich der Spikenshawls mit doppeltem Zipfel, und zwar wird der längere mit einem breiten Volant garnirt. Die beliebteste Tracht dieser Jahreszeit ist indes immer noch die weiße oder schwarze Spikencasaque, je nach Belieben mit weißem oder farbigem Taffetsutter versehen, auch ohne solches.

Zum Schluß sei noch eine Garnitur erwähnt, welche jetzt in Paris unter dem Namen „garniture esclavage“ getragen wird. Sie besteht in einer auf der rechten Schulter zu befestigenden Epaulette von farbigem Moiré, in deren Mitte eine von Bandschlingen und Enden umwallte Kugel ruht. Von dieser Kugel aus reicht eine Kette — von der Länge des Aermels — bis zum Handgelenk, um welches sie sich mittelst einer Moiréspanne schließt. Eine ähnliche Epaulette, jedoch ohne Kette, zielt die andere Schulter; auch von dem Gürtel hängen Ketten und Kugeln herab. Eine Garnitur, die ihr Entstehen wol nur dem jüngst von Neuem angeregten Enthusiasmus für Victor Hugo verdankt, bei uns aber kaum Liebhaberinnen finden möchte.

[1632]

Veronika v. G.

### Wirthschafts-Plandereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Mürber Teig zu Obstkuchen. Die Masse besteht aus 1 Pfund Weizenmehl, 18 Loth Butter, 5 Loth Zucker, dem durch ein Sieb getrichenen Gelben von 9 hartgekochten Eiern und einem ganzen rohen Ei. Man schüttet das Mehl auf den Tisch, thut die durchgetrichenen Eier, die in Stücke zertheilte Butter, den Zucker und das ganze Ei in die Mitte und knetet alles so rasch wie möglich mit den Händen zu einem festen Teige zusammen, den man bis zum Gebrauche an einem kühlen Orte liegen läßt, damit er fest werde.

[1619]

Kuchen von sauren Kirschen mit geschlagener Sahne. Man bereitet die Hälfte des oben beschriebenen mürben Teiges, rollt ihn zu einer runden dünnen Platte aus, legt diese auf ein Kuchentisch und drückt den äußern Teigrand zwischen den Fingern berartig in die Höhe, daß man einen runden Kuchen erhält, der mit einem 3/4 Zoll hohen Rande umgeben ist. Man füllt den Kuchen mit rohen Erbsen, bäckt ihn bei ziemlich scharfer Hitze zu schöner hellbrauner Farbe. Sobald er etwas erkaltet ist, nimmt man die Erbsen mit einem Löffel heraus und läßt den Kuchen noch etwas im Ofen nachbacken. Nun bestreut man 1/2 Meße saure Kirschen von den Stielen und Kernen, letztere stößt man im Mörser fein und kocht sie mit 1/2 Quart Wasser aus. In dieser durch ein Sieb gegossenen Brühe werden 15—20 Loth Zucker mit etwas Citronenschale zu einem nicht zu dicken Syrup eingekocht, die Kirschen werden hineingeschüttet, wenn sie weich gekocht sind, auf einen Durchschlag geschüttet, während man den abgelaufenen Saft nochmals ziemlich dick einkocht. Diesen vermischt man, wenn er etwas erkaltet ist, mit den Kirschen und mit 1 Loth in wenig Wasser aufgelöster Gelatine und läßt dies Compot in kaltem Wasser oder Eise stehen, bis es anfängt dick zu werden. Nun rührt man 1/4 preuß. Quart (1/4 bair. Maas) recht fest geschlagene Sahne leicht darunter, füllt die Masse in den nach obiger Vorschrift gebakten und erkalteten Kuchen und bestreut ihn dick mit Zucker.

[1619]

Hefen-Gierkuchen mit Hagebuttenmus. 1/2 Pfund Mehl wird erwärmt, mit dem Gelben von 6 Eiern, 4 Loth Zucker und 1 Loth in lauwarmem Milch aufgelöster Hefe, ein wenig Salz und 1/2 Quart (1/2 bair. Maas) lauwarmem Milch zu einem glatten, ziemlich dünnflüssigen Teige zusammengerührt, unter welchem man den feinsten Schnee vom Weizen der 6 Eier mischt. Hat man die Masse an einem warmen Orte aufgehen lassen, wird etwas gefärbte Butter oder Schmalz in einer Gierkuchenspfanne erhitzt, einige Löffel von der Masse hineingethan und davon ein nicht zu dicker Gierkuchen erst auf der einen Seite und, nachdem man ihn umgewendet hat, auch auf der andern Seite braun gebakten. Man schüttet ihn auf eine Schüssel, bestreicht ihn mit Hagebuttenmus und fährt so fort, bis die ganze Masse aufgebraucht ist. Den obersten Gierkuchen bestreut man dick mit Zucker. Zum Mus kocht man 1/4 Meße frische oder getrocknete, entkernte Hagebutten mit 1/4 Quart (1 bair. Quart) Weißwein, etwas Citronenschale und 12—15 Loth Zucker weich und ziemlich kurz ein und streicht sie sodann durch ein Sieb.

[1619]

Um alte und schlechte Kartoffeln genießbar und gut zu machen, genügt ein ganz einfaches Verfahren. Man setzt dieselben mit kaltem Wasser auf das Feuer und läßt sie bis zum Siebegrade stehen. Alsdann gießt man das Wasser ab und setzt sie mit neuem Wasser und Salz wieder zum Kochen über das Feuer. Bei sehr schlechten Kartoffeln kann man das Verfahren mehrere Male wiederholen, auch, um Zeit zu gewinnen, die Kartoffeln mit heißem Wasser zum Feuer setzen. Man erzielt hiedurch völlig schmackhafte Kartoffeln, selbst wenn sie in der Schale gekocht werden.

[1629]

### Canzonetta.

L. Schlotmann.

Andante con moto, espressivo.

### Palindrom.

Ich eile gleich des Sturmwind's Wehen  
Dabin, im flugeschnellen Lauf,  
Und willst Du mich auch rückwärts drehen,  
Du hältst mich nicht im Rennen auf.

[1641]

Auflösung des Räthfels Seite 263.

„E — 2 — Eile.“

### Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Gesellschaftstoilette. Robe von blau und weiß gestreiftem Taffet, mit Rüschen aus blauem Bande garnirt. Ein blauer Seidengürtel mit Perlmutterknalle umgibt die Taille, welche durch Kugelnöpfe von Krystall geschlossen ist.

Fig. 2. Promenadenanzug. Der kurze Sackpaletot, welcher auf einer Robe von lilagrauem, braungemuliertem Foulard getragen wird, ist von braunem Kaschmir, reich mit Stickerei, Jetknöpfen und Cordonnnetfranze in schwarzer Farbe ausgestattet. Toque von Reisstroh mit weißer Feder und braunem Sammetbunde.

Fig. 3. Reiseanzug. Weißer Mohair ist der Stoff der kurzen Robe, forme princesse, welche auf den Revers am untern Rande durch Schrägstreifen von blauem Foulard und flachgewölbte, mit Foulard überzogene Knöpfe ausgestattet ist. Schrägstreifen von gleichem Stoff bilden die Garnitur der Taille. Hüften von blauem Foulard. Hüften Lamballe von weißem Crêpe mit Epheblättern.

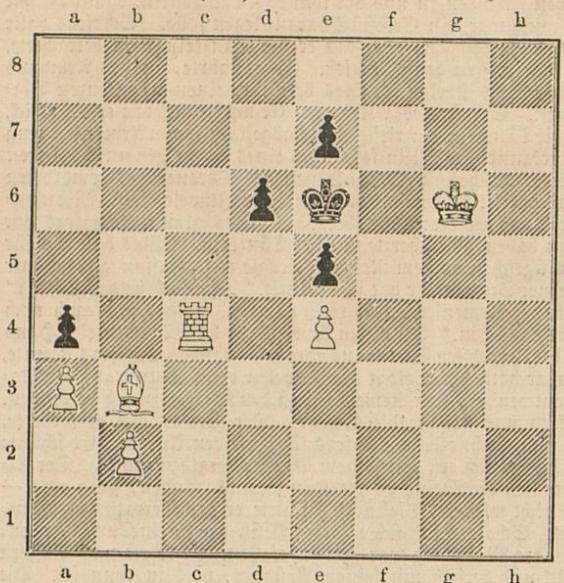
### Correspondenz.

Hrl. A. v. G. in Schw. M. Die Anweisung, Seite 216 des Bazar 1866, darf auch als für Sie passend bezeichnet werden; schädlich ist das dort angegebene Feintverfeinerungsmittel in keinem Falle. Das Ausdrücken jener kleinen Ansammlungen von Hautfett, welche man als Mitiser bezeichnet, ist eine zwar etwas langweilige, aber, wenn sie ohne Gewaltthatigkeit vollzogen wird, durchaus unschuldige Operation. — Diätetische Beschränkungen werden durch Ihren Zustand nicht erfordert. Das Tragen eines blauen Schleiers ist ebenso sehr im Interesse der Augen wie des Teints anzurathen.

Gefundener v. S. Zur Verhütung und Beseitigung übermäßiger Fettproduction ist die sogenannte Vanting-Cur ein erprobtes Verfahren. Sie finden das Nähere über dieselbe in der trefflichen Brochüre, welche bei Ludwig Denike in jeder Buchhandlung vorrätig ist: „Corpulenz. Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Auf Grundlage des Vanting-Systems von Dr. Julius Vogel.“

Hrn. F. W. in B. Ein unschädliches Mittel zum Braunfärben der Haare besteht in einer Auflösung von 1 Loth übermanganfaurem Kali in 1/2 Pfund

### Schach. Aufgabe Nr. V.



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt. [1258]

defillirtem Wasser (diese Lösung ist in einer Flasche mit eingeriebenem Glasstopfen aufzubewahren). Bevor die Lösung mittelst einer Bürste aufgetragen wird, muß das Haar natürlich durch Waschen mit Seife und Nachspülen mit Wasser entfettet werden. [1628]

Eine Abonnentin in Verbn. Wenn Ihr Teint so empfindlich gegen Sonnenstrahlen ist und leicht eine gelbliche Färbung annimmt, so können Sie das Gesicht recht wirksam durch Tragen eines grünen Schleiers schützen. Lassen Sie bei großer Heißbarkeit der Haut die Seife fort und wenden Sie als Waschmittel Weizenkleie an. Eine Handvoll Meie bindet man in eine Serviette, taucht diese in lauwarmes Wasser und drückt sie darin einige Male aus, es entsteht eine milchige Flüssigkeit, welche direct zum Waschen benutzt wird. Sorgfältigstes Abtrocknen ist bei empfindlicher Haut nie außer Acht zu lassen; der zeitweilige Gebrauch von Coldcream ist zu empfehlen. [1628]

Eine langjährige Abonnentin in Str. Sie finden auf dem zu Nr. 13 gehörigen Supplement des Bazar 1865 Ihre Wünsche erfüllt.

Eine langjährige Abonnentin. Ja. Farben lassen und in unveränderter Form weiter tragen.

Mad. Elizaveta Iwanowna trouvera les dessins en question dans la manufacture de tapisseries de Mr. König, Jägerstr. 23, Berlin.

Hrl. M. S. Das Gewünschte befindet sich Seite 188 des Bazar 1866.

Hrl. M. S. in L. Sollte die Form auf Seite 116 des Bazar 1866 vielleicht Ihren Wünschen entsprechen? Der Stoff des Ueberzuges muß mit dem der

übrigen Möbel übereinstimmen. Eine der Mitte der Lehne und des entlang zu arrangirende Tapissierbordüre — der Bazar hat deren zu beibolten Malen gebracht — ist jedenfalls die empfehlenswerthe Verzierung. Mad. E. B. V. in L. Maintenant que même les grandes personnes portent plus tant la crinoline, nous ne pouvons vous conseiller de faire encore pour vos petites; ne vaudrait-il pas mieux de se placer par des jupons très-biaisés? Hrl. Antonie K. .... in B. Zu seiner Zeit. Hrl. A. in S. Wir empfehlen Ihnen die elegante und sehr hübsche Garne des Kinderkleidens auf dem Modenbilde in Nr. 31 dieses Jahrgangs eine Bluse ist dem Fädchen jedenfalls vorzuziehen. Hr. C. N. in N. Seite 202 im Bazar 1866 finden Sie das gewünschte Fädchen. Hr. M. N. in M. Da sich Traueroiletten doch der höchsten Einfachheit fleißigen sollen, so bedarf es wol kaum einer Beschreibung derselben. Halbtrauer erwähnen unsere Modeberichte zuweilen. Der Kragen ist eine schwarze Rüsche oder Spitze, die Manschette ebenfalls durch Spitze versehen. Hr. L. K. in S. .... Der Bazar, der in 200,000 Crempelaren ausgegeben wird, zählt nicht nur in Amerika, sondern auch in Asien und Afrika Abonnenten; in Amerika sind deren zu Tausenden und Sie werden ihn wie die Pariser Modelle in größeren Städten durch jede Buchhandlung ziehen können. Hr. B. M. B. Wir empfehlen Ihnen: „Allerneuestes amerikanisches Schach-Zusatz-Apparat von G. Struve in Osterode am Harz“, welches beim Brauch der Stärke zu gleichen Theilen zuzusetzen ist. Einen Kragen Kinder werden wir bringen.

Kritische Correspondenz. Hr. M. A. in St. G. Von trefflichen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von Virchow und Holsendorff, sind bisher folgende Vorträge erschienen: Virchow, Ueber Hünnengräber und Pfahlbauten; Bluntschli, Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerechts; Dove, Kreislauf des Wassers; Lette, Die Wohnungsfrage; Förster, Zeitungs-Verwaltung durch die Astronomie; Denbrüggen, Land und Leute Urchweiz; Meier, Ueber Sinnestäuschungen. Die Sammlung erstreckt über alle Gebiete des Wissenswerthen im Natur- und Völkerverehen und kann gediegene Lectüre ebenfalls empfohlen werden. — Abonnentin Amalie in Chemnitz. Wir empfehlen Ihnen zu dem gewünschten Zweck: Epithalam in Sammlung von Dichtungen ersten und heiterem Inhaltes zu Holtenberg'schen r. Herausgegeben von Alfred v. d. Aue. Sie werden dieses Buch le durch jede dortige Buchhandlung erhalten. — Th. Kr. in Sorau. Ihre dichte enthalten einiges recht Ansprechende und sind zum Teil gut verifizirt, doch sollten Freiheit wie folgende: „D. Heimat! herrlich Bild im herde! Nahme“, vermeiden werden. Jeder grammatisch Gebildete würde auch sagen: „im herrlichen Nahmen“, und die Regeln der Grammatik sind auch die Dichter gegeben! — M. W. in B. Ihre Verse in Chron; aber um Ihnen, Schwächen und Fehler derselben möglichst speciell zu bezeichnen“ reicht vor unsere Zeit, noch unsere Geduld aus. Ist es denn absolut nöthig, zu dichte — Abonnent B. in Belgrad. Das Eintreffen Ihrer Verachtung man uns leider die Aufnahme unmöglich. — Eugenie aus S. In der That, Ihre Verse gehören nicht zu den alltäglichen und auch das Gedicht „Die Phantasi welches wir jetzt empfinden, zeichnet sich vor Vielen, was wir erhalten, sehr seinem Vortheil aus. Allein die Zahl der uns täglich zugehenden Gedichte so groß, daß wir, selbst wenn wir nur das Beste davon geben wollten, unfein kaum weit überschreiten müßten. Sie dürfen daher nichts Hoffendes für darin erblicken, wenn wir Ihre Poesien zurücklegen in der Hoffnung, daß doch vielleicht noch einmal ein Pläschen dafür finde. — Crifa Warr Nicht bloß der Umfang, auch das Argument Ihrer Novelle macht sie für die Blatt unmöglich. Wir bedauern es um so mehr, als die Lebendigkeit und Styl uns beim Lesen sehr gefesselt haben. — Hr. A. L. geb. C. in F. N. Schönsten Dank für das Gedenken und den Wunsch, der hofentlich in Erfüllung geht wird. Der beigefügte Aufsatz erinnert zu sehr an einen früheren Aufsatz „Nadel“ (Bazar, S. 118, 1866), als daß wir ihn abzuordnen wagen möchten aus Ihren Gebichten; aber es fehlt ihnen zu sehr jede Melodie der Sprache. — C. C. in M. Recht hübsch; aber doch nur Verse, wie sie zu Dapen gemacht werden. — Richtige Übungen von: C. A. Quadtlinck L. S. Wien, Sophie in N-b, F. I. a. L. in Triest, Victor in Weener, Frau Marie K. in Coblenz.

Abgelehnte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.

